

Die Eltern und Vorfahren von Dorothea Schmiedel geb. Gramer

siehe auch g_foto-album_1_dorothea_schmiedel.doc

Leider habe ich über sie kaum Kenntnisse, weil ich früher wenig Interesse hatte an der Vergangenheit und deswegen keine Fragen stellte, als Oberlehrer Schubert und Eduard Gramer, der Großvater bzw. Vater von Dorothea, noch lebten. Auch von Anna Gramer, der Mutter, habe ich fast nichts erfragt, leider. Allerdings hat sie dankenswerterweise bei der Flucht aus dem Braunauer Ländchen in 1945 einige Dokumente und Fotos mitgenommen, die ich besitze, sie sind in einer Dokumentenmappe enthalten. Im Februar 2002 habe ich acht alte Fotos kopieren dürfen (digitalisiert als .jpg-Dateien und analog als „Bild vom Bild, zum Teil vergrößert), die mir Herta Klafszki aus Traismauer lieh (Rücksendung per Einschreiben Feb. 2002. Kopien an Walter Pfohl):

1. Hochzeitsfoto Augustin Schubert mit Marie Schubert geb. Finger, Braunau in Böhmen, nach meiner Kenntnis vom 8. August 1896, gedruckte Aufschrift vorn unten: „Otto R. Kahler, BRAUNAU BÖHMEN“, gedruckte Aufschrift Rückseite: „FOTOGRAF. ATELIER Otto R. Kahler BRAUNAU (BÖHMEN) GRABEN No. 28. VERGRÖSSERUNGEN WERDEN NACH JEDEM BILDE ANGEFERTIGT. SPECIALITÄT COLORIRTE FOTOGRAFIEN.
Walter Pfohl erzählte mir später, dass man damals meinte „Den hat sie nicht lange“, weil sie gesund und kräftig aussah, während er so aussah, als ob man ihm das Vaterunser durch die Rippen blasen könnte. Am Ende kam es so, dass beide alt wurden und sie vor ihm starb.
2. Familie Schubert (so die handschriftliche Aufschrift auf der Rückseite), Atelieraufnahme, nach meiner Schätzung ca. von 1920, von links Mutter Marie Schubert, Tochter Anna (Annl) Schubert stehend, Sohn Alfred (Fredi) Schubert als offensichtlichem Mittelpunkt des Fotos mit dunklem Anzug, Weste, Krawatte und Uhrkette, ganz rechts Vater Augustin Schubert.
3. Hochzeitsfoto Eduard Gramer und Anna Gramer geborene Schubert. Handschriftliche Aufschrift auf der Rückseite: „Edi und Annl Gramer 2./4. 1921“ (das ist der Hochzeitstag in Ruppersdorf bei Braunau).
4. „Elternhaus der drei Brüder“ (so die handschriftliche Aufschrift auf der ansonsten leeren Rückseite dieses sehr alten, blassen Fotos eines größeren Wohnhauses hinter einigen kleineren Bäumen, die auf einer Wiese stehen, die zum Teil mit einem Metallrohrgeländer eingezäunt ist, davor eine Zufahrtstraße. Auf der Wiese stehen acht Erwachsene und zwei kleine Kinder. Ein Herr schaut aus einem Fenster heraus. Das Haus steht höchstwahrscheinlich in Hauptmannsdorf, denn Walter Pfohl hat ein zweites Bild, das sicher das Wohnhaus in Hauptmannsdorf zeigt, und er glaubt, dass beide Häuser identisch sind. Außerdem glaubt er, in dem Herrn in der Bildmitte mit Hut den Pater Ignaz (Josef Volke) zu erkennen. Hauptmannsdorf heißt heute Hynčice.
5. (Die drei Brüder vom Bild 4., an einem Tischchen sitzend als ältere Herren, Atelieraufnahme, offenbar in Traismauer gemacht, handschriftliche Aufschrift auf der Rückseite: „Anton Volke sen., Ignaz Volke, August Schubert“) Von links: Anton Volke sen. (sein Sohn Anton V. jun. ist Vater von Herta Klafszki in Traismauer!), Josef Volke = Pater Ignaz, Prälat (Primiz 31. Juli 1892 in der Stiftskirche Osseg; davon hat Herta Klafszki ein gerahmtes Foto) im Zisterzienserkloster Osseg bei Teplitz, gestorben 26. April 1925 laut handschriftlicher Aufschrift auf der Rückseite dieses Bildes) rechts Augustin Schubert (der Oberlehrer, Großvater von Dorothea Gramer verheiratete Schmiedel). Aufdruck auf der Rückseite: „Photogr. Atelier Anton Willert, Traismauer N.Ö.“ Der Pater Ignaz wird in der Familie immer als Halbbruder bezeichnet. Nach der Ähnlichkeit mit Karl Schubert sind die beiden

anderen Brüder Anton und Augustin sicher Vollbrüder und Söhne von Karl Schubert, der erste eben vor der Hochzeit geboren, der andere danach.

6. Alte Außenaufnahme vom „Stift Osseg“ (so die handschriftliche Aufschrift auf der Rückseite, die ansonsten leer ist), im Winter mit Schnee, im Vordergrund 15 Männer mit einem Pferdewagen und einem Pferdeschlitten.
7. Bildpostkarte mit Josef Volke im dunklen Mantel mit hellem Hut neben einer Hütte mit neun Bienenbeuten vor einer (Kloster?-)Wand. Handschriftliche Notiz auf der Vorderseite: „Pater Ignaz (Pfarrer-Onkel)“. Anschrift der Postkarte: „Wohlgeboren Herrn Anton Volke, Kaufmann, Traismauer, Nied. Österreich“. Text: „Ich bekomme jetzt Kartoffeln hier von der Lagerhausgenossenschaft, die mehrere Waggons aus Galizien hat kommen lassen 100 Kilo 8.50 Kr. Herzliche Grüße Ign. Wteln (??) 15./11. 1911.“ Die Briefmarke ist entfernt worden; der Stempel ist dadurch unvollständig lesbar. An sich war Anton Volke sen. kein Kaufmann, sondern Schlosser in der Fabrik in Traismauer. Aber seine Frau betrieb ein von ihr eröffnetes Lebensmittelgeschäft in Traismauer, das später von ihrem Sohn Anton Volke jun. weiter betrieben und schließlich an die Tochter Herta V., verheiratete Klafszki weitergegeben wurde. Es war ein Spar; als der nicht mehr genug abwarf, stellte Herr Klafszki das Geschäft auf Schuhe um; seine Frau war anfangs skeptisch, später war sie erfreut über den Erfolg.
8. Atelieraufnahme von Anna Volke und Karl Schubert, beide dunkel gekleidet, Arm in Arm, wahrscheinlich die Heirat (27. November 1871 in Braunau) (Walter Pfohl ist überzeugt, dass es sich um das Hochzeitsfoto handelt, auch wenn Karl Schubert älter aussieht als man annehmen sollte, auch Herta Klafszki ist davon überzeugt), von Firma Adolf Walter, Braunau in Böhmen, laut Stempelaufdruck auf der Rückseite „Alfons Dewerner, Photograph, früher Atelier Walter, Grossdorf - Braunau.“ Handschriftliche Notiz auf der Rückseite: „Anna Volke K. Schubert“. Werbeaufdruck der Firma Adolf Walter.

Ich versuchte, von Walter Pfohl und Irmtraut Haas Informationen zu erhalten - fast vergeblich. Sie wissen auch nicht viel.

Anna (Annl) Gramer, die Mutter von Dorothea Gramer, verheiratete Schmiedel, hat in Wien eine Handelsschule besucht und hat im Zweiten Weltkrieg in einer Behörde als Sekretärin gearbeitet. Eduard (Edi) Gramer, ihr Ehemann (Heirat in Ruppersdorf bei Braunau oder Trautenau am 02. April 1921; Herta Klafszki bzw. Inge Mölzer aus Traismauer in Niederösterreich liehen mir im Februar 2002 das Hochzeits-Foto, das ich digitalisieren ließ und außerdem „vom Bild zum Bild“ vergrößern ließ.) und der Vater von Dorothea Gramer, verheiratete Schmiedel, von Helmtraut Gramer, verheiratete Pfohl, und von dem im Zweiten Weltkrieg gefallenen Helmut Gramer ist im Ersten Weltkrieg in den Dolomiten als Soldat verschüttet worden und mit einem Wirbelsäulenbruch gerettet worden, der zu einer bleibenden, starken Wirbelsäulenverkrümmung führte. Infolgedessen litt er zeitlebens unter Atembeschwerden oder Asthma. Er war kleiner kaufmännischer Angestellter und arbeitete in oder bei Halbstadt im Braunauer Ländchen (an der Grenze zwischen Schlesien und Böhmen, aber auf böhmischer Seite, also in Österreich) im Büro in einer Textilfabrik. Später machten sie sich selbständig mit einem Lebensmittel-Geschäft in Halbstadt. Mit dem aufkommenden Hass zwischen Deutschen und Tschechen ging das so schlecht, dass sie es aufgeben mussten. Die Tschechen kauften nicht mehr bei ihnen. Im zweiten Weltkrieg, ab 1940, war er wieder Soldat, allerdings Zivilsoldat, arbeitete in Breslau auf der Dominsel im Wehrersatzamt. Die ganze Familie zog mit um nach Breslau 6, wohnte in der Andersenstraße 59 im 2. Obergeschoss, nahe beim Flughafen und bei der Brauerei. Sie waren deshalb gegen Kriegsende in der „Festung Breslau“. Dort besuchte Eduard Gramers Schwager Alfred (Fredi) Schubert, der Bruder seiner Frau, ihn, ebenfalls Soldat, aber privat und als Urlauber, und kam bei den Kämpfen am 25. Februar 1945 um, also nur 72 Tage vor dem Ende des wahnwitzigen Zweiten Weltkriegs. Die Familien Schubert und Gramer wurden, wie alle Deutschen, im Mai (?) 1945, also unmittelbar nach dem Ende des furchtbaren Zweiten Weltkriegs, aus Böhmen aufgrund von Dekreten der in

London residierenden Regierung Benesch ausgewiesen, mit 12,5 kg Handgepäck pro Person und nach nur 24-stündiger Vorwarnung vor der Räumung. Das zurückbleibende Hab und Gut war enteignet. Aufgrund des Hasses der Tschechen auf die Deutschen kam es zu üblen Übergriffen, Vergewaltigungen und Morden. Da blieb keine Zeit und keine Kraft für die meisten Akten und Fotos - Ballast, auf den sie verzichten mussten. Nahrung, Kleidung und eine Decke zum Schlafen waren wichtiger. Und Walter Gramers Onkel Egid, ein Bruder von Eduard, sagte immer: „Wir kommen doch wieder!“ Ein Irrtum; das Reich, wie sie damals sagten, also die 1949 gegründete Bundesrepublik Deutschland wurde ihre Heimat bis zum Tod. Eduards Familie mit den Schwiegereltern kam auf Umwegen nach Halle an der Saale, Walter kam nach Siegen-Geisweid. Die Ehefrau von Augustin Schubert starb bald nach der Flucht (am 09. Januar 1946), er selbst litt sehr unter der fremden und unangenehmen Umgebung, der Armut; so fror er jeden Winter sehr, weil er infolge des Mangels sehr mager geworden war und Heizmaterial fehlte.

Umso dankbarer bin ich, dass Anna Gramer doch einige Akten und Fotos auf die Flucht mitgenommen hat - und dass ich sie erben konnte. Sie sind in einer alten, schwarzen Kunststoffmappe „Dokumente“ enthalten, die im Nordzimmer im Vitrinenschränkchen sich befindet. Wenn man wissen will, wie die verharmlosend „Umsiedlung“ genannte Vertreibung im Einzelnen ablief, kann man diese Dokumentation lesen, die ich in Buchform kaufte: Emil Franzel: Die Vertreibung Sudetenland 1945 - 1946.

Dieser Egid, ein Sohn des Ägidius Gramer aus Halbstadt und seiner Ehefrau Anna Gramer geborene Drechsel aus Rosental bei Braunau, hatte mit seiner Frau ein Wohnhaus in Birkigt geerbt (jetzt tschechisch Brezova, 2 km südlich von Halbstadt) von einem kinderlosen Ehepaar. Der Mann hieß Moritz mit Vornamen, seine Frau war eine Schwester von Dorle´s Großmutter, Anna Gramer, geb. Drechsel; so erzählte es mir Walter Gramer. Er sagte, Daten könnte man vielleicht von der Pfarrkirche in Ruppersdorf Kreis Braunau erhalten, zu der die Familie gehörte. Man sollte aber zuvor den Bischof fragen, denn die Kirchenbücher sind oft in staatliche Archive gebracht worden, sind also nicht mehr in den Kirchen.



(Aus <http://www.braunau-sudetenland.de/braunau/staedte/deuwern.htm>
über Deutsch-Wernersdorf - Vernérovce.)

Angaben zu Walter Gramer, soweit ich sie habe: Gramer, Walter, Ehefrau Lotti, seit Ende 2000 im neuen eig. Haus Am Kirchweg 24, 53547 Kasbach-Ohlenberg, Tel. 02644-809889, früher Starenweg 13, 57078 Siegen-Geisweid, Tel. 0271-81779 (Verwandter v. Dorle; Tochter Ulrike, wohl 1964

geboren, behindert (mongoloid), arbeitet aber, Tochter Iris, geboren 1968, gesund bis zu ihrem 10. Lebensjahr, seither Diabetes, der durch Injektionen oder Pumpe behandelt werden muss, Krankenschwester, Heirat 29.5.99 mit Christian Klug, Krankenpfleger, sie heißt seither Klug-Gramer, haben 2000 gebaut zusammen mit den Eltern, dazu verkaufte Walter sein Haus in Siegen-Geisweid; neues Haus nicht weit weg von Günther Reichert, sie haben mindestens ein Enkelchen. Walter ging 4 Jahre in Ruppertsdorf bei Braunau zur Schule, dann nach Halbstadt, wo er Dorle in der Schule kennen lernte, mit der er verwandt war.)

In einer eMail an meine Kinder schrieb ich am 8. März 1999 u.a.:

Eduard Gramer wurde am 8. März 1896 in Grenzdörfel bei Wiesen bei Halbstadt bei Braunau geboren, also in Nordostböhmen oder in der k. u. k. Donaumonarchie Oesterreich. Eduard wurde Soldat im Ersten Weltkrieg und wurde schlimm verschüttet. Dabei wurde ihm das Rückgrat gebrochen. Es ist erstaunlich, dass er das überlebte, denn sein Rückgrat war schlimm verkrümmt, deswegen war er auch ziemlich klein und passte äußerlich nicht gut zu seiner Frau, die ziemlich groß, stattlich und recht hübsch war, mit der er sich aber immer sehr gut vertrug. Von dieser Verkümmernung hatte er ein Asthma oder eine Lungenschwäche davongetragen, die sich mit der Zeit verschlimmerte. Als Eure Mutter geboren wurde, lebte die Familie in Halbstadt, jetzt Mezi Mesti. Es gab dort Textilfabriken, in einer davon arbeitete Eduard Gramer als Büroangestellter; das Land war sehr arm, aber hübsch, auch streng katholisch. Es ist ein flaches Hügelland, das eingekrängt ist durch einen bewaldeten Hügelring, der etwas höher ist. Das Wappen zeigt einen See in der Mitte dieser kleinen Landschaft mit einem Schwan darauf. Die Familie zog vor dem Zweiten Weltkrieg nach Breslau um, also Eduard und Anna mit Helmut, Helmtraut und Dorothea. Trotz seiner Behinderung wurde Eduard Gramer auch im Zweiten Weltkrieg (Zivil-) Soldat. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs, als Breslau zur Festung erklärt worden war, gingen Mutter und Töchter zurück nach Halbstadt, der Sohn Helmut war in Russland gefallen, 100 km vor Moskau, Kopfschuss. Die Deutsche Kriegsgräberfürsorge hat folgende Daten von ihm: Helmut Gramer, geb. 17.9.1922 in Halbstadt, gefallen als Grenadier 13.10.1941 bei Butwoka¹, bisher nicht geborgen bzw. umgebettet. Er soll wohl noch in der ursprünglichen Grablege liegen in/bei Tschelohowa li.Str.Seite na.T, ca.150m v.Str.Kurve na.B,als11.zw.Arbeiter-Gavel.

¹ Soll mit Sicherheit Butowka heißen. Ich fand den Ort und die benachbarten Orte Tschelochovo und Borowsk in einem Autoatlas für die Umgebung Moskaus, den mir Olga Zaytseva Juli 2008 schenkte. Einen Ausschnitt scannte ich unter [g_helmut_gramer_fiel_vor_butowka_13oktober1942.jpg](#).

Im Internet fand ich diese Mitteilung über einen Soldaten, der am gleichen Tage und am gleichen Ort gefallen sein soll:

Hauptstaatsarchiv Stuttgart - Archivalieneinheit

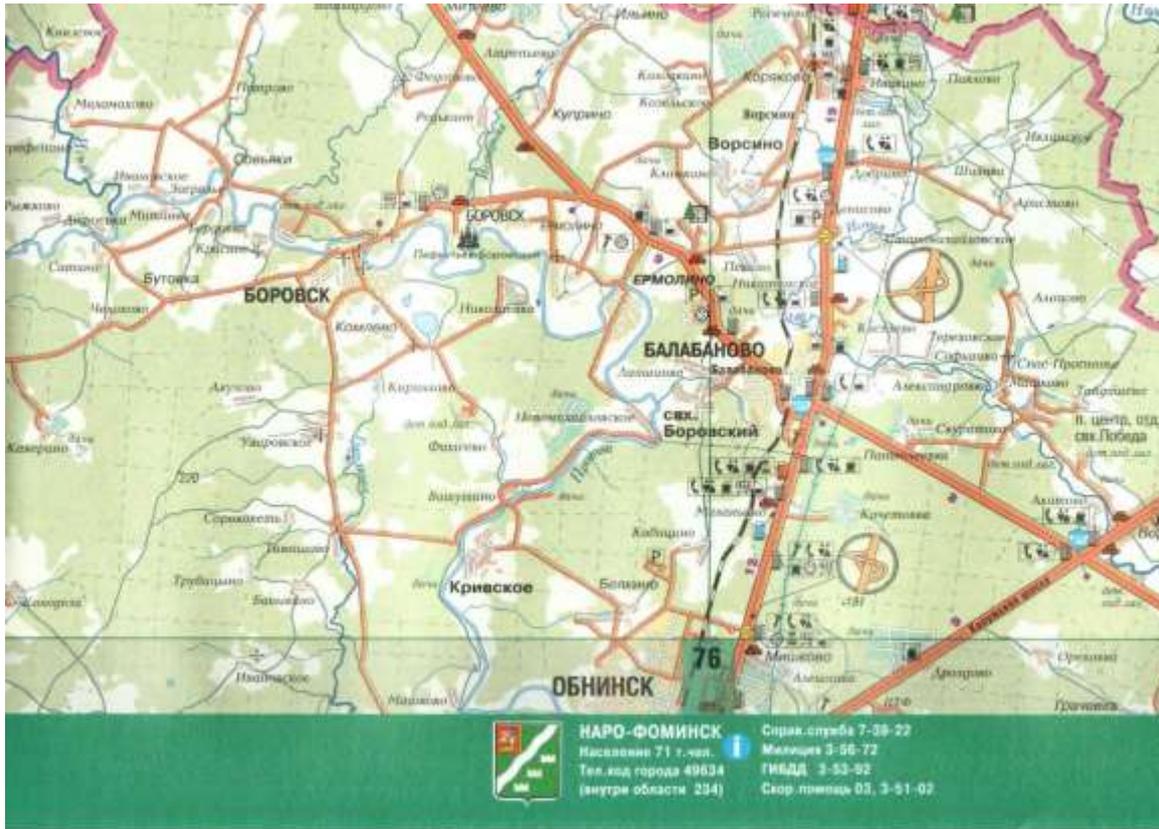
Aus Bestand: M 711
Bildnissammlung V / 1939-1945

▼
15. Anfangsbuchstabe O

Bestellsignatur: M 711 Nr. 3267
Archivalienart: Krankenakten
Name: Oesterle, Karl
Beruf/Tätigkeit: Unterfeldwebel, Glaser
Geburtsdatum: 24. Oktober 1910
Geburtsort: Iffezheim
Sterbedatum: 13. Oktober 1941
Sterbeort: Butowka
Umfang: 1 Foto, 3 Schr.
Schlagworte: Butowka (Sowjetunion)
Iffezheim, RA
Oesterle, Karl

Aus <https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/olf/struktur.php?bestand=6601&klassi=&anzeigeKlassi=015&letztesLimit=20&baumSuche=&standort=>

Ich beschaffte mir die Original-Kopien aus dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart, früher Heeresarchiv Stuttgart: Foto, Todesnachricht, Todesanzeige, ausgefüllter Fragebogen.



Die Gegend von Borowsk und Butowka, links im Bild

Helmut hatte gelernt in der Textilindustrie und war junger Technischer Angestellter in der Rohweberei einer Textilfirma in Reichenbach im Eulengebirge; ich besitze aus dem Nachlass von Anna Gramer ein Passbild von ihm vom 18. Juli 1940 aus Breslau. Und ein Foto ohne Ort und Datum von ihm, wie er am Steuer eines stillstehenden Personenwagens mit offenem Verdeck sitzt.

Im Nachlass von Anna Gramer finde ich zwei Schreiben von Helmut Gramer, die er kurz vor seinem frühen Tod schrieb:

O.A., den 24.8.1941.

Liebe Eltern und Schwestern!

Ich bin gestern mittags glücklich in einer Kaserne für ein paar Tage gelandet. Mir gehts noch wie immer recht gut. Ihr braucht Euch also wirklich keinen Kummer um mich zu machen. Habe fast lauter neue Sachen bekommen, fabelhaftes Zeug. Besonders meine neuen Stiefel sind wunderbar. Beim Einteilen der Kompanie habe ich wieder Glück gehabt, in der neuen Stube sind alles bekannte Kameraden. Mit einigen habe ich schon in Liegnitz in einer Stube geschlafen. Wo ich bin kann ich Euch nicht schreiben, das werdet Ihr ja verstehen können. Ich weiß auch wirklich nicht, was ich Euch in einem langen Briefe schreiben sollte; die Hauptsache ist daß Ihr wißt wie es mir geht und wie alles klappt. Habt Ihr das Paket mit meinen übrigen Sachen schon erhalten?

Nun werde ich schließen, denn ich weiß wirklich nichts mehr zu erzählen, was ich Euch schreiben könnte. Bin froh, daß ich mir keine Parademütze gekauft habe, denn der Deckel wäre jetzt noch mehr wie überflüssig. Meine Feldpostnummer lautet: 25745 E, (4. Kompanie)

Schreibt bald wieder!

Es grüßt Euch alle mit Heil Hitler!

Euer Soldat

Helmut.

(Die Kaserne vom 23.8. bis 30.9. 1941 war die des 4. Feld-Ersatz-Bataillon VIII/2, laut Wehrpass.)

4.9.41

Liebe Eltern und Schwestern!

Habe jetzt gerade etwas Zeit, das nutze ich bald aus zum Schreiben. Mir gehts noch wie immer recht gut. Habt Ihr meine Karte erhalten? Sie hat Euch bestimmt überrascht. Es sollte damals schnell gehen als ich sie schrieb, deshalb habe ich sonst nichts dazugeschrieben. Hier ist es bedeutend kälter als in der Heimat, das Wetter ist im allgemeinen

überhaupt ziemlich elend. Das kann aber einen alten Landser nicht erschüttern. Wo ich jetzt gerade bin, kann ich Euch nicht schreiben, jedenfalls würdet Ihr staunen, wo ich schon überall war. Nun werde ich schließen, denn ich weiß wirklich nicht, was ich Euch noch schreiben könnte. Schreibt bald wieder!

Es grüßt Euch alle mit

Heil Hitler! Euer Soldat Helmut.

(Absender:) Soldat Helmut Gramer, Feldpostnummer: 25745 E.

(An:) Herrn Eduard Gramer, Breslau 6, Anderssenstraße 59/II (gestempelt 5.9.1941)

Hier Briefe des Kompaniechefs von Helmut Gramer, Freiherr Otto von Hollen, an seine Familie, mit einem Kommentar seines Sohnes Heinrich v. Hollen, der in 2008 in Preßburg lebt und der mir freundlicherweise diese Briefe in 2008 mailte:

03.10.41

Vor zwei Tagen kam endlich Post. Es waren gute Nachrichten von Euch allen und deshalb war mein Glück gross, ebenso bei den glücklichen Kameraden! Deine Briefe kamen in ganz verkehrter Reihenfolge, die dann aber ohne Rücksicht auf ihr Alter von den Bärenaugen verschlungen wurden. Wie schön, dass Du so viel zum Lesen kommst. Bei mir reicht die Zeit nicht mal zum Zeitunglesen. Ach, habe ich Sehnsucht nach meinem Ohrenstuhl im Nestchen! Hier im Osten haben gestern wieder die Kämpfe begonnen. Wir selbst sind noch nicht beteiligt, sondern hören nur das ständige Grummeln des Artilleriefeuers aus der Ferne und das Brummen der Flugzeuge. Aber mit dem Herzen sind wir doch bei den vorne eingesetzten Kameraden. Je mehr ich mich in die Kp einlebe, desto wohler fühle ich mich. Mir geht es ausgezeichnet. An meinem Zuge mit den 50 Grenadiern hab ich grosse Freude. Meist sind es Berliner, gute Soldaten, wenn man sie richtig packt, sonst leicht zur Kritik bereit. Leb mir wohl!

Ab 06.10. greift die Division entlang der Rollbahn Smolensk – Wjasma – Moskau wieder an. Sie ist damit die Spitze des Angriffs. Es wird kalt, der erste Schnee fällt. Man trifft auf die erste Moskauer Schutzstellung, die mit grossen Aufwand ausgebaut ist. Die ersten T 34 tauchen auf. Die bis jetzt schwersten Kämpfe entwickeln sich.

Am 12.10. ist die Linie durchbrochen. Borowsk wird unzerstört genommen. Damit steht die Division nur 90 km vor Moskau.

Gegen schwere Angriffe der Russen hält die Division den Abschnitt.

Die Verluste sind erheblich. In Papis Inf Regt 8 hat es seit Beginn der Russlandfeldzuges – vor 140 Tagen, davon 40 anerkannte Sturmzüge - 320 Gefallene, 975 Verwundete und 10 Vermisste gegeben.

Ab 20. wird wieder Richtung NARVA angegriffen. Tauwetter und Schlamm. Wegen Nachschubschwierigkeiten wird der Angriff eingestellt. "Völlig versagt die Versorgung der Truppe mit Winterbekleidung"!

22.10.41

Endlich sollst Du einen Brief haben! Wenn ich ihn nur absenden kann! Ich liege mit meiner Kp zur Sicherung in einem Panjedorf, an das Fahrzeuge wegen der Dreckwege nicht heran können. Der Matsch ist grundlos. Immerhin ist hier im Bereich von Moskau ein Netz fester Strassen erheblich dichter. Heute sind wir vier Monate in Russland! Wenn man nicht mit diesem zähen Widerstand gerechnet hat, so sind die Erfolge doch gewaltig! Bis wir den letzten Widerstand gebrochen haben, wird wohl noch einige Zeit dauern! Wir haben uns schon an den Gedanken gewöhnt, dass wir den Winter in Russland verbringen müssen! Wir werden das auch gut überstehen, die Eifel war eine gute Vorübung und der letzte Winter in Frankfurt ist ein schöner Trost, ein schönerer noch der Gedanke an künftige Winter in der Heimat! – Gestern Abend war es hier ganz gemütlich. Wir sassen in der Panjebude um den Samowar und tranken "Tschei", nachdem wir jeder ein halbes Huhn, das wir gegen Taback eingehandelt hatten, gegessen hatten. Nachher packten wir uns aufs Strohlager, während die Posten draussen in die stockdunkle Regennacht starteten! – Wie mag es währenddessen bei Euch aussehen? Ich sehe Euch richtig in Papas Zimmer sitzen und Dich nachher in Dein Kriegsquartierbettchen steigen. Wann magst Du nun nach Berlin übersiedeln? Ich bekam in der letzten Zeit keine Post – diese blieb überhaupt aus – sodas ich über Deine Pläne nicht im Bilde bin. – An meiner Kp habe ich grosse Freude. Kp Fuehrer zu sein ist doch der schönste Posten im Heer. Man ist selbstständig, weitgehend selbst verantwortlich und kann für die Soldaten sorgen, sie erziehen und führen! Natürlich muss ich mich nach der langen Stabstätigkeit erst sehr hineinarbeiten, aber die Erfahrung der Friedensausbildung, des Feldzuges in Polen und der Zeit in der Eifel kommen mir jetzt sehr zu gute. Bitte schicke mir dicke Socken, Pulswärmer, Wickelgamaschen. Meine Stiefel, die ich bei Baer kaufte, sind leider völlig verbraucht, sodass ich jetzt Schnürschuhe und Wickelgamaschen tragen muss. Hoffentlich wird die 100 gr Grenze bald aufgehoben!

24.10.41

Gestern kam endlich wieder etwas Post an, für mich einige Zeitungen und – ein Brief von Dir, der dazu ein Jubiläumsbrief war. Er war genau einen Monat alt! Du schreibst in ihm, dass er mich vielleicht zu Heinrichs Geburtstag erreicht! So schnell läuft die Feldpost nicht! Ich hoffe nur, dass Ihr unsere Post schneller erhaltet, damit Eure Sorge wenigstens etwas verringert wird! Aber ich rechne kaum damit, dass Dich dieser Brief vor unserem Hochzeitstag erreichen wird. Wie lange liegt dieser goldene Tag doch hinter uns, und dann die Tage in Herrenhausen, in Bremen und in Norderney! Und der Abend, an dem wir dann in das fertig eingerichtete Nestchen einzogen. Ach, Betze, wenn wir doch dort erst wieder gemeinsam leben könnten! Hoffen wir, dass dieser Tag nicht mehr so fern ist. Um so mehr werden wir dann, wenn es uns vergönnt ist, unser gemeinsames Leben geniessen; wissen wir doch jetzt viel mehr als vorher, wieviel es wert ist und wie schön es ist. – Du wirst viel bei Mutti sein und alle Sorgen und Fragen mit ihr bereden. Ach, grüsse sie von mir! Wie mag sich Heinrich in Berlin fühlen? Sei nur vorsichtig mit ihm, bis er sich wieder an den Strassenverkehr gewöhnt hat. Und dann wird wohl Hanna bald zu Dir kommen! – Inzwischen ist hier Abend geworden. Ich bin eben die Stellungen der Kp noch einmal abgegangen. Die Hälfte der Kp ist nachts draussen auf Wache vor dem Dorf, die andere Haelfte schlaeft – wie immer angezogen und alarmbereit – in den Hauesern. Bei dem Gang durch die Stellungen musste ich so sehr an manchen herbstlichen Abendspaziergang durch den Grunewald denken! Du weisst, dass ich diese herbstlich-kühlen, etwas nebeligen Abende mit den gedämpften Farben der Dämmerung besonders liebe,

und dann die abendliche Heimkehr zum gemütlichen Abendbrot, zu Büchern und Schach. Hier habe ich nur das Schach davon! Nachher werden wir unsere Kohlsuppe essen, die der Hauptfeldwebel 15 km weit hat heranschleppen müssen. Näher kommt die Feldküche nicht heran durch den Dreck. Da unsere Rasierapparate ebenso weit entfernt sind, kannst Du Dir unser Aussehen wohl vorstellen! Richtige Frontschweine! Draussen ist es ruhig. Gelegentlich fallen einige Schüsse, und von Zeit zu Zeit macht die Artillerie lauterem Lärm. Tagsüber erscheinen ausserdem abwechselnd die deutschen und die russischen Flieger, manchmal auch gleichzeitig, dann gibt es einen kurzen Luftkampf, dem die Russen meist zu entgehen suchen. Das Ganze spielt sich in einer waldreichen Landschaft 60 bis 70 km vor Moskau ab. Immer wieder wird die Frage aufgeworfen, ob der Krieg so mit Vorrücken und Sichern den Winter über dauern wird. Damit, dass wir den Winter über in Russland bleiben, rechnen wir wohl alle, und ebenso damit, dass wir auch das aushalten werden. Aber jeder hofft doch, dass es der letzte Kriegswinter sein wird. Die Sehnsucht nach der Heimat scheint mir durch die Misslichkeiten des Lebens hier doch sehr gewachsen zu sein, aber im guten Sinne; denn schlapp machen tut darum keiner! – Schick dem Bären was Schönes, nachdem die 100 gr Sperre aufgehoben ist! Leider kann der Bär von hier Dir garnichts schicken! Aber später kauft er Dir viele schöne Dinge! Grüsse Heinrich!

Ich fand im August 2008 heraus durch Telefonat mit seinem Sohn Heinrich Frh.v.H., Bratislava, Handy 0042-190-5116536, Mail hollenvon@nextra.sk, dass sein Kompanieführer (3. Infanteriedivision mot., 6. Kompanie, Otto Freiherr von Hollen aus Schönweide war, geboren 26.2.1905, vermisst März 1943 im russischen Kriegsgefangenenlager 108/15. Und dass er die Feldpostbriefe seines Vaters abgeschrieben und z.T. kommentiert hat, sie mir auch zugänglich machen wird.

Nach dem frühen Tod des neunzehnjährigen Grenadiers Helmut Gramer gab es (meiner Kenntnis nach) drei Briefe des Kompanieführers Freiherr von Hollen an Eduard Gramer und zwei Briefe von Eduard Gramer an Otto von Hollen.

Siehe:

g_helmut_gramer_todesmitteilung_kompanieführer.jpg

(vom 17. Oktober 1941, nur Abschrift, Original nicht vorhanden.)

g_helmut_gramer_brief_kompanieführer_teil1.jpg und ..._teil2.jpg

(vom 14. November 1941, Abschrift siehe Anmerkung 2 in der vorliegenden Notiz.)

g_helmut_gramer_weihnachtsgruß_kompanieführer.jpg

(vom 10. Dezember 1941, mit Schreibmaschine geschrieben.)

g_helmut_gramer_gefallen_brief1_teil1_eduard_gramer_an_kompanieführer.jpg

g_helmut_gramer_gefallen_brief1_teil2_eduard_gramer_an_kompanieführer.jpg

(vom 18. November 1941; Abschrift siehe unten.)

g_helmut_gramer_gefallen_brief2_eduard_gramer_an_kompanieführer.jpg

(vom 9. Dezember 1941; Abschrift siehe unten.)

18./11. 41

An die Dienststelle

Sehr geehrter Herr Kompanieführer!

Ihre für uns überaus traurige Nachricht vom Tode unseres geliebten Sohnes Helmut Gramer hat uns tief erschüttert. Trotzdem müssen wir Ihnen danken für die Verkündigung. Wir warteten schon 6 Wochen auf eine Nachricht von unserem Sohne und ahnten schon nichts Gutes.

Sie versprochen uns, daß Sie uns so bald als möglich noch nähere Mitteilung über unseren Sohn zukommen zu lassen und bitten Sie inständig darum, insbesondere über die Art seines Todes und seine Grabstätte. Wenn es Ihnen selbst nicht möglich sein sollte, so lassen Sie uns durch einen seiner nächsten Kameraden Nachricht zukommen.

Wir wünschen Ihnen weiteres Wohlergehen u. glückliche Beendigung des Kampfes.

Ergebenst.

Breslau, den 9. 12. 1941

Sehr verehrter Herr Leutnant!

Ich bestätige den Empfang Ihres Wertes v. 14. 11. 41 und danke Ihnen, sowie allen Kameraden der Kompanie für die warmen Worte herzlicher Anteilnahme.

Gleichzeitig danke ich Ihnen Herr Leutnant für die Mitteilung wo und an welchem Orte unser lieber Junge seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Er war ein braver und fleißiger Junge und das Schicksal hat uns durch seinen Heldentod sehr schwer getroffen, wir werden ihn nie vergessen können.

Ich gestatte mir daher an Herrn Leutnant mit der höfl. Bitte heranzutreten, mir noch folgende Wünsche zu erfüllen:

1.) Wollen Sie mir bitte noch angeben, an was für einer Verwundung unser l. Sohn gestorben ist und ob noch ein Kamerad da ist, der mit ihm beisammen war.

2.) Bitte ich Herrn Kompanieführer, mir eine Skizze anfertigen zu lassen, woraus ich ersehen kann an welchem Platz unser l. Helmut seine Ruhestätte gefunden hat.

3.) Wäre ich Ihnen zu großem Dank verpflichtet, wenn Herr Leutnant einen seiner Kameraden beauftragen würden, das Grab unseres Sohnes aufzunehmen und mir ein Bild einschicken könnten.

Da ich für meine Familie eine Gedenktafel anlegen will, wäre ich Herrn Leutnant sehr dankbar, wenn Sie mir meine Wünsche erfüllen könnten.

Ich selbst war Weltkriegsteilnehmer und habe alle meine Erlebnisse aufgezeichnet, deshalb will ich auch unseren I. Helmut in meinen Aufzeichnungen festhalten.

Für die Auslagen, die dadurch erwachsen sollten werde ich selbstverständlich aufkommen. Weiters würde ich gerne den Kameraden, die sich der Sache annehmen, meinen Dank durch Zusendung von Feldpostpäckchen abstaten.

Für Ihre Bemühungen danke ich Herrn Leutnant herzlich und wünsche Ihnen Gesundheit und glückliche Heimkehr. Ihr sehr ergebener E. Gr.

Walter Pfohl hat eine Werkszeitung (ich auch!), in der die Todesanzeige von Helmut Gramer steht. Ich bekam Kopie (2008), auch von der sehr kleinen Todesanzeige in einer Zeitung: „In begeistertem Einsatz für Führer und Vaterland fiel am 13. Oktober 1941 bei den schweren Kämpfen vor Moskau unser innigst geliebter sonniger Junge, Bruder, Enkel und Neffe, der Kriegsfreiwillige Schütze Helmut Gramer im blühenden Alter von 19 Jahren. In tiefstem Schmerz: Eduard und Anna Gramer, Eltern. Traudi und Dorchen, Schwestern. Großeltern und Anverwandte. Breslau, Halbstadt, Braunau, im November 1941“. Es ist zum Heulen! Siehe auch Blatt 11 Rückseite. Etwas später schickte Walter mir ein Foto Helmut Gramer als Hitlerjunge mit der Nr. 10 am linken Ärmel und ein Foto als Soldat mit 12 anderen Soldaten; er steht ganz links. Am 1.9.1941 war Helmut Gramer kurz in Marienburg, Westpreußen, wie er auf einer Ansichtspostkarte an seinen Vater schrieb.

Am 13.10.1941, seinem Todestag mit „Feldpost“ gestempelt, habe ich im Nachlass von Anna Gramer eine Überweisung ohne Betreff von ihm (?) bzw. der Feldpostnummer 15417C über 80 Reichsmark gefunden. Ebenso eine Überweisung vom 25. Oktober, also nach seinem Tode, über 13 Reichsmark von der „Dienststelle der Feldpost Nummer 15417C, rückseitig beschriftet mit „Nachlass des Sold. Gramer 13,- RM, (gez.) Wehle, Fw. (?) u. Rechn. Offz.(?)“ Schließlich eine dritte Überweisung ebenfalls vom 25.10.1941 von Offizier Wehle über 25,50 RM, für 12,50 RM Wehrsold II. Woche (?) Oktober und 13,- RM für Dienstzulage v. 1. bis 13. Oktober.

Es war mir (Klaus Schmiedel) bisher unverständlich, dass der lange Vormarsch der Wehrmacht so kurz vor Moskau plötzlich endete und der rasche Rückzug folgte. Erst im Dezember 2021 erfuhr ich den Grund aus einem Artikel von Sven Felix Kellerhoff in www.Welt.de:

Zweiter Weltkrieg Richard Sorge

Warum die Rote Armee die Wehrmacht vor Moskau stoppen konnte

Die Wehrmacht stand im Dezember 1941 bereits vor Moskau, als sie von der sowjetischen Gegenoffensive zum Rückzug gezwungen wurde. Daran hatte auch ein Telegramm Anteil, das der Kommunist Richard Sorge aus Tokio geschickt hatte.

Stand: 06.12.2021 | Lesedauer: 5 Minuten



Von Sven Felix Kellerhoff
Leitender Redakteur Geschichte



Deutsche Panzer beim Vormarsch auf Moskau im Herbst 1941
Quelle: Bundesarchiv/Bild 101I-268-0185-05A/Böhmer/CC-BY-SA 3.0
Link zur Originaldatei, nutzbar unter Lizenz CC-BY-SA 3.0 45

Der letzte Satz der letzten Nachricht war kryptisch, aber er hatte es in sich. „Auf jeden Fall ist die amerikanische Angelegenheit und die Frage des Vordringens nach Süden viel wichtiger

als das Problem im Norden.“ So endete ein chiffriertes Telegramm, das bald nach dem 4. Oktober 1941 aus Tokio nach Moskau gelangte.

Die Empfänger beim sowjetischen Militärnachrichtendienst GRU wussten die Worte zu deuten: Die „amerikanische Angelegenheit“ – das waren die Spannungen zwischen Japan und den USA, die seit dem Sommer eskalierten und mit dem Ende Juli 1941 erlassenen Ölebargo auf einen militärischen Konflikt hinausliefen. Das „Vordringen nach Süden“ meinte die Fortsetzung des Eroberungskrieges der japanischen Armee in China. Und das „Problem im Norden“ war die denkbare Konfrontation zwischen Japan und der UdSSR.



Als Journalist getarnt, spionierte Richard Sorge (1893–1944) für die Sowjetunion in Tokio
Quelle: picture alliance/dpa/Bundesarchiv

Damit bestätigte dieses Telegramm einen Informationssplitter, der schon sechs Wochen zuvor aus derselben Quelle in Tokio nach Moskau gelangt war. Dem Agenten „Ramsay“ alias Richard Sorge zufolge hatte der Thronrat, das höchste und streng geheim tagende Gremium des Kaiserreiches, entschieden, den japanisch-sowjetischen Neutralitätspakt von April 1941 zu achten.

Für die Stawka, die oberste Führung der Roten Armee, kam diese zusätzliche Information von Sorge genau im richtigen Moment. Denn die Panzer der Wehrmacht schienen auf ihrem Vormarsch nach Moskau Anfang Oktober 1941 schier unaufhaltsam. Zwar erlitten die deutschen Truppen schwere Verluste, doch ihre Dynamik bremste das kaum. So wichtig war die Nachricht aus Tokio, dass Josef Stalin selbst sie am 12. Oktober mit seinen Statthaltern im Nordosten der Sowjetunion beriet. Dort waren rund 700.000 Mann stationiert für den Fall, dass Japan den Pakt brechen und wie Hitlers Truppen im Westen einfallen sollte. Es handelte sich nicht um Verbände erster Klasse, eher um Reserven – aber immerhin.



„Unternehmen Taifun“
Mit dieser kaputten Truppe griff Hitler Moskau an

Nun fiel die Entscheidung: Mehr als die Hälfte dieser Soldaten wurde nach Westen verlegt, binnen kürzester Zeit und streng geheim. Es war eines „der entscheidendsten logistischen Wunderwerke des ganzen Krieges“, schreibt der Stalin-Biograf Simon Sebag Montefiore. Armeegeneral Josef Apanasenko, dem Oberbefehlshaber Fernost, „gelang es, das Verschwinden eines Großteils seiner Armee zu vertuschen, damit die Japaner nicht seine Schwäche erkannten und schließlich doch angriffen“. Formal gesehen blieben 25 Divisionen in Ostasien stationiert.

Der letzte Zug gen Westen fuhr am 17. Oktober ab; einen Tag später wurde in Tokio Richard Sorge, der zur Tarnung als Japan-Korrespondent verschiedener deutscher Zeitungen arbeitete, wegen Spionage verhaftet. Doch die Folgen seines Telegramms waren nicht mehr aufzuhalten: Nachdem sie 750 Kilometer pro Tag zurückgelegt hatten, trafen die letzten Einheiten aus dem Fernen Osten Ende des Monats östlich Moskaus ein. Die Verlegung fiel in die Schlammperiode des Herbstes, bevor Anfang November leichter Frost einsetzte.



„Unternehmen Taifun“

78 Divisionen der Wehrmacht sollten Moskau nehmen. Dann kam der Schlamm

Da auch in Moskau die Ankunft neuer Reserven aus Ostasien unbekannt blieb und der Vormarsch der Wehrmacht bedrohlich wirkte, hatte Mitte Oktober 1941 eine Massenpanik eingesetzt. Mit brutalem Druck gelang es Stalins Handlangern, die Lage in der Stadt zu stabilisieren. Und mit einem Schauspiel: Denn am 7. November ließ der Diktator wie jedes Jahr eine Parade auf dem Roten Platz abhalten zum Gedenken an die Oktoberrevolution. Diesmal allerdings ging es für die aufmarschierten Truppen unmittelbar danach zur Front. Das Wetter spielte mit: Um acht Uhr morgens beherrschte ein Schneesturm den Himmel über Moskau, was deutsche Luftangriffe unmöglich machte.

Stalin bemühte in seiner Rede die erste Reihe russischer Kriegshelden, darunter Alexander Newski und Michail Kutusow, den Sieger über Napoleon. Wie als Lohn für den demonstrativen Durchhaltewillen setzte in der folgenden Nacht strenger Frost ein. Während der erste Temperatursturz der vorwärtsdrängenden Wehrmacht noch genutzt hatte, weil der Schlamm gefroren war, zeigten sich nun die Folgen des Hochmuts der deutschen Planer: Die Winterausrüstung der Truppen lag noch in Lagern im besetzten Polen, weil man erwartet hatte, den Feldzug gegen den vermeintlich tönernen Riesen UdSSR bis zum Herbst siegreich beenden zu können.



Hitlers Wahn
„Außerirdische Mächte“ stoppten Wehrmacht vor Moskau

In der zweiten Novemberhälfte gingen beide Heere, die Wehrmacht und die Rote Armee, über die Grenzen ihrer Kräfte hinaus: Die deutschen Panzer drängten vorwärts, um Moskau möglichst noch 1941 zu erreichen und einen symbolisch wichtigen Triumph zu erzielen, während Stalins General Georgi Schukow einen kleineren Gegenschlag nach dem anderen anordnete, die alle unter enormen Verlusten scheiterten.

Entscheidend für die Sowjets war, dass diese Verluste beide Seiten trafen. Zwar erreichten Erkundungseinheiten der Heeresgruppe Mitte am 2. Dezember 1941 den Moskauer Vorort Chimki etwa 24 Kilometer nordwestlich des Kremls, also des Stadtzentrums – doch näher kamen sie an die Metropole nie heran. Denn ihre Energie war restlos verbraucht; zu einem weiteren Vorstoß waren die nur noch etwa 250 einsatzfähigen Kampfpanzer nicht mehr in der Lage (mit rund 1500 Kettenfahrzeugen war die Heeresgruppe in das „Unternehmen Barbarossa“ gestartet).



Sowjetische Truppen in Winterausrüstung beim Gegenangriff vor Moskau
Quelle: Universal Images Group via Getty

Dagegen verfügte Schukow mit den Reserven aus Ostasien über Verbände, die sich nicht in harten Kämpfen erschöpft hatten. Auf Stalins Weisung terminierte Schukow die Gegenoffensive vor Moskau auf den 6. Dezember. Nur zwei Tage zuvor hatte die deutsche Feindaufklärung, die Abteilung Fremde Heere Ost, noch berichtet, „zurzeit“ seien die sowjetischen Verbände mangels hinreichender Reserven zum Angriff nicht fähig. Eine krasse Fehlinformation, die aber erklärbar war, denn laut dem Geheimdienstexperten Magnus Pahl war die deutsche Luftaufklärung Anfang Dezember 1941 „ausgebrannt“.

Die sowjetischen Offensivkräfte erreichten an einigen Stellen eine Überlegenheit von zwei zu eins. Wehrmachtseinheiten konnten ihrem Druck nicht standhalten; Offiziere vor Ort ordneten Rückzüge an. Westlich von Moskau wurde die Front in den letzten Wochen des Jahres um Dutzende, mitunter fast hundert Kilometer zurückgedrängt.

Der wesentliche Grund für den Wechsel der Initiative bei der Schlacht um Moskau Ende November und Anfang Dezember 1941 war die Überlastung der Wehrmacht, nicht die Tätigkeit Richard Sorges. Aber seine letzte Botschaft von Anfang Oktober 1941 ermöglichte Stalin die Verlegung von Reserven nach Westen, die trotz der enormen Verluste Schukows Offensive möglich machten. Sorges Rolle zu negieren wäre ein Fehler. (Ende des Artikels.)

Eduard war Soldat in der "Festung Breslau". Dort besuchte ihn sein Schwager Alfred Schubert, Bruder von Anna Gramer, Ehemann der Elisabeth (Lisl) Schubert geborene Rien, also unserer "Tante Lisl" aus Meschede. Dabei kam er bei einem Angriff der Russen auf Breslau um, während Eduard, der wusste, wie man sich im Krieg verhalten muss, diesen Angriff überlebte. Die "Festung"

wurde zufällig am 8. Mai an die Russen übergeben, dem Tag des Kriegsendes. (Nach Kriegsende kam der Vater bald zur Familie nach Halbstadt nach, kurze Zeit später wiesen die Tschechen die Deutschen aus, Haus und Hausrat mussten von jetzt auf nachher aufgegeben werden. (Das war z.T. falsch, Eduard flob nicht zusammen mit seiner Familie. Diese und die Eltern von Anna Gramer, also Oberlehrer Schubert und seine Frau Marie floben zusammen auf Umwegen nach Halle, und einige Zeit später fanden sie ihren Mann bzw. Vater, der nur kurz in russischer Kriegsgefangenschaft war, 1946 in Eisleben. Frau Schubert starb schon vorher und bald nach der Flucht nach Halle. Damals gab es Suchdienste usw., um auseinander gerissene Familien und Ehepaare wieder zusammen zu bringen.) Nur was man beim Fußmarsch tragen konnte, durfte man mitnehmen. Nach einer Irrfahrt durch Sachsen usw. kam Familie Gramer mit Großvater Schubert und seiner Frau, Marie Schubert geborene Finger, bettelarm nach Halle-Büschdorf, wo sehr bald die Großmutter starb, am 09. Januar 1946; sie ist auf dem Friedhof in Büschdorf begraben. Die Familie hatte nacheinander mehrere Wohnungen, zuerst natürlich in Untermiete. Die letzte, relativ beste, als Hauptmieter gemietete Wohnung lag in Reideburg bei Halle im ersten Stock des Hauses Delitzscher Strasse 102, später in 280 umnummeriert. Dort war das Klo ein Plumpsklo ohne Wasserspülung in einer Hütte überm Hof; im Hof selber stand eine Wasserpumpe, aber es gab Leitungswasser, jedoch keinen Abwasser-Kanal. Der Vater arbeitete nach längerer Zeit der Not bei einer Sparkasse in Halle an der Saale, wo er natürlich nur minimal verdiente. Der Großvater, "Oberlehrer" Schubert, fror immer fürchterlich. Er war sehr hager, trotzdem eine Respektsperson. In Halle, wo damals eine sehr schlechte Luft herrschte (Braunkohle und Chemie), starb Eduard Gramer am 26. März 1958. Er ist in Büschdorf bei Halle beerdigt. (Nachtrag: Als Anna Gramer gestorben war, holten Dorothea und ich den Grabstein von Halle nach Schneidhain, weil man den Büschdorfer Friedhof angeblich aufgeben wollte, ließen Annas Daten einmeißeln und setzten diesen Stein auf Anna Gramers Grab, weil auch Dorotheas gefallener Bruder Helmut darauf genannt ist. Auf dem Grab des Vaters in Halle-Büschdorf wurde eine Platte mit dem Namen niedergelegt. Der Friedhof wurde nach der Wende aus seinem verwahrlosten Zustand geholt, sehr gut in Ordnung gebracht. Die Gräber vom Großvater von Walter Pfohl und von Oberlehrer August (oder Augustin oder Augustinus) Schubert wurden im Frühjahr 1999 aufgehoben bzw. eingeebnet, wie mir Walter sagte. Das Grab von Eduard Gramer sei schon im Herbst 1998 eingeebnet worden, all dies auf dem Friedhof in Halle-Büschdorf. Um 2001 wurden in der Nähe des Friedhofs viele neue kleine Wohnhäuser gebaut, Wohnstraßen angelegt usw.).

In Halle absolvierte Traudl Gramer eine Lehre als technische Zeichnerin bei der Firma Dicker und Werneburg in der Turmstraße, später heiratete sie Walter Pfohl, der Uhrmacher war und in einem Uhren- und Juweliergeschäft in Halle tätig war. Der war katholisch, was ich nicht war. Anna Gramer hat mich das nie fühlen lassen, aber Pfohls gingen nicht mit in die Kirche in Annaberg zu unserer Trauung. Zu dieser Zeit war Eduard Gramer schon gestorben, er starb am 26. März 1958. Oberlehrer Schubert starb erst 88-jährig am 19. November 1961 in Reideburg, aber seine Enkelin Dorothea konnte nicht zur Beerdigung kommen, auch ich nicht. Die Furcht vor Inhaftierung in der DDR war zu groß. Traudl arbeitete dann weiter in der Firma, in der sie gelernt hatte, bis ihre Tochter zur Welt kam, dann hörte sie auf zu arbeiten. Einige Monate nach Dorle und mir gingen auch sie, natürlich zusammen mit Walter, von Halle weg in die Bundesrepublik – „Republikflucht“.

Ich habe von Dorle ein altes Buch geerbt, 11,5 mal 8 cm groß und 3,5 cm dick, mit weißem Rücken und weißen Buchdeckeln mit Verzierungen, dreiseitigem Goldschnitt und einem Bügelverschluss aus Messing, das hinter dem Eindruck „Zur frommen Erinnerung! +“ den handschriftlichen Eintrag enthält:

„an unseren Hochzeitstag am 8. August 1896. A.M.S.“

Das heißt wohl „Augustin und Marie Schubert“.

Der Titel des Buches ist

„Blüthen wahrer Andacht - Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen von Dr. Johann Aloysius Schneider, apostolischer Vicar und weiland Beichtvater Sr. Majestät des Königs von Sachsen, Bischof von Argos, dem Kapitular zu Krakau und Canonicus zu Posen, auch Comthur des

königl. Sächsischen Civil-Verdienst-Ordens. - Mit Approbation der hochwürdigsten fürsterzbischöflichen Ordinariate Wien und Prag. J. Steinbrener's Verlag Winterberg.“

Damit nicht genug der kirchlichen Aufsicht. Auch der Druck muss erlaubt sein:

„Approbation Nr. E. 6.365. Zum Drucke des Gebetbuches :

Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen von Dr. Johann Aloysius Schneider, wird der Gebetbücher-Fabrik von Eduard Bergmann, k. u. k. Hoflieferant in Prag, vom hochwürdigsten fürsterzbischöflichen Consistorium in Prag die Bewilligung erteilt. Fürsterzbischöfliches Consistorium. Prag, dem 6. August 1890. Dr. Fr. Hrádek, Kanzler. J. Zenefels, Rath.“

Das Consistorium bezeichnet sich also selber als hochwürdigst.

Der Druck war von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.

Dieses Buch schenkte ich Ursula Schmiedel und Jürgen Horsten anlässlich der Taufe ihres Sohnes Timon Theo Horsten in Mammendorf am 17. Mai 2003.

Dabei entdeckte ich darin ein Erinnerungskärtchen, 6,5 mal 10 cm groß, das auf der Vorderseite ein buntes Bildchen mit der Unterschrift „Mater amabilis“, einem Druckzeichen und der Nummer 1774 zeigt. Das Bild zeigt Maria mit langem Haar unter einem sehr langen Kopftuch, dünnem Heiligenschein und einem faltenreichen purpurnen Mantel, auf dem linken Arm das blonde Jesuskind in weißem Tuch. Wichtiger ist die gedruckte Rückseiten-Beschriftung: „Was soll ich dem Herrn vergelten für alles, was er mir erwiesen hat? (Ps. 115,3). **Andenken** an mein erstes hl. Messopfer, dargebracht in der Pfarrkirche zu Ruppersdorf am 12. Mai 1929. **Hugo Birke**, Neupriester. Die Ernte ist gross, aber der Arbeiter sind wenige. Bittet daher den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende! (Luc. 10.2.)“.

Ich bin mir sicher, dass dieser Hugo Birke ein Verwandter sein muss, allerdings nicht von August oder Marie Schubert, sondern von dem Ehemann Eduard Gramer ihrer Tochter Anna, denn dessen Großmutter väterlicherseits war eine Theresia Gramer geborene Birke, geboren 7. Okt. 1832 in Grenzdörfel bei Halbstadt, gestorben 30. Mai 1922 in Halbstadt. Auch die Namen ihrer Eltern kenne ich (Josef Birke und Barbara Birke geb. Märkel), aber keine weiteren Angaben.

In dem kirchengeschichtlichen Institut in Königstein, Bischof-Kaller-Str. 1B, das Dr. Rudolf Grulich leitet, konnte er mir zwei Nachrufe auf Hugo Birke kopieren; ich habe leider die beiden Quellen-Titel nicht notiert:

1. Quelle, von Weihbischof Adolf Kindermann, Seite 143:

„Am 15. Oktober 1969 verschied nach schwerer Krankheit im Städtischen Krankenhaus Passau der langjährige Pfarrer von Ringelai, Hugo Birke, im 69. Lebensjahr (20.6.1901) und 41. Priesterjahr.“

Der Verstorbene wurde am 9. Mai 1929 für die Diözese Königgrätz zum Priester geweiht und wirkte vor der Vertreibung aus der Heimat mehrere Jahre an verschiedenen Orten als Kooperator und zuletzt 12 Jahre als Pfarrer in Linsdorf.

Nach der Vertreibung war er drei Jahre als Kooperator in Grainet und dann drei Jahre als Pfarrer in Thurmansbang tätig.

1953 ernannte ihn der Bischof zum Pfarrer von Ringelai. Als solcher war er bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand am 1. September d.J. mit großem Seeleneifer tätig. (1969).

Während dieser Wirksamkeit versah er auch das Amt eines Kammerers für das Dekanat Freyung. Nach seinem Rücktritt zog er nach Perlesreut, wo er nur mehr wenige Wochen seines Ruhestandes verleben konnte.“

2. Quelle, ohne Seitenangabe, aber mit einem Bild von ihm mit der Unterschrift

„Pfarrer Hugo Birke bei einer Fahnenweihe in Thurmansbang im Jahre 1949.“:

„*Birke, Hugo, Pfr.*, fr. Linsdorf, Diöz. Königgrätz, gestorben am 15. 10. 1969 in Passau im 69. Lebensjahre.“

Aus Hermsdorf, Kr. Braunau gebürtig, besuchte er das Gymnasium in Braunau, Theologie studierte er in Königgrätz, wo er am 9. 5. 1929 zum Priester geweiht wurde. Er wirkte mehrere Jahre an verschiedenen Orten als Kaplan und zuletzt 12 Jahre als Pfarrer in Linsdorf. 1946 aus der

Heimat vertrieben, kam er 1947 in die Diözese Passau. Drei Jahre wirkte er als Kooperator in Grainet, war dann drei Jahre Pfarrer in Thurmannsbang. 1953 wurde er Pfarrer in Ringelai und war als solcher mit großem Eifer in der Seelsorge tätig. Er versah auch das Amt eines Kammerers für das Dekanat Freyung. Nach seiner Pensionierung im September 1969 zog er nach Perlesreuth, wo er nur wenige Wochen seines Ruhestandes erleben konnte.“

Wie ich bei einer Übernachtung in einem Hotel in Freyung auf der Rückreise von Traismauer im Februar 2008 zufällig sah, ist D-94160 Ringelai ein kleiner Ort im Bayrischen Wald, nicht weit westlich von Freyung und nördlich von Passau, ich besuchte den Gottesdienst in der schönen, z.T. barocken Kirche in diesem kleinen Ort, wo die katholische Welt noch in Ordnung ist: Die Kirche ist voll, die Leute scheinen mir ein repräsentativer Querschnitt der Bewohner zu sein, der junge Priester war wenig publikumswirksam, was aber nicht zu schaden schien. Mein Anruf in der Ortsverwaltung (08555-9614-0) brachte auch sofort einen Herrn, der Hugo Birke kannte und mir mailen will, was er über ihn zusammenbringen kann.

(Herta Klafszi bzw. Inge Mölzer aus Traismauer in Niederösterreich liehen mir im Februar 2002 ein Hochzeits-Foto von Augustin und Marie Schubert geborene Finger, aufgenommen in Braunau in Böhmen vom 08. August 1896, das ich digitalisieren ließ und außerdem „vom Bild zum Bild“ vergrößern ließ. Ebenso ein Atelier-Foto der Familie Schubert von ca. 1922, das von links die Mutter Marie Schubert zeigt, dann die Kinder Anna (spätere Gramer) und Alfred Schubert, rechts den Vater, Oberlehrer Augustin Schubert.)

Zu der Finger-Verwandtschaft:

(Der unten genannte Otto Finger, 12683 Berlin, Eckermannstr. 42, den mir Traudl Haas nannte, schrieb mir am 23. 4. 2001 einen Brief mit seinen Kenntnissen über die Vorfahren, die er aus vergilbten Originaldokumenten abgeschrieben hatte. Ich bedankte mich telefonisch am 29.4. Diese Angaben sind im Folgenden eingearbeitet.)

Josef Finger, geb. 3.4.1865 in Dittersbach, Amtsbezirk Braunau/Böhmen (jetzt tschechisch Broumov), Kreis Königgrätz (jetzt Hradec Králové), getauft 5.4.1865, gestorben ca. 1930 in Czernowitz, früher Rumänien, jetzt (2001) Ukraine, war dort Rechnungsunteroffizier im österreichischen Landwehr-Regiment Nr. 22 (laut den Unterlagen von Otto Finger in Berlin), (später?) Direktor für die kirchlichen Besitztümer (laut Traudl Haas). Sein Vater war Augustin Finger, Volksschullehrer in Dittersbach, Sohn des Josef Finger in Kopain (Kopaing?) und dessen Ehefrau Anna Finger, geborene Purm (oder Purin oder Lurin?) aus der Ortschaft Klein-Bukowina (jetzt Vel. Bukovina; zwischen Königinhof und Náchod), beide aus dem Amtsbezirk Königinhof an der Elbe (jetzt Dvůr Králové nad Labem). Die Mutter von Josef Finger war Franziska Finger geborene Fischer, Tochter des Johann Fischer und dessen Ehefrau Maria Fischer geborene Daňek (oder Danjek?), Amtsbezirk Königinhofen/Böhmen. Josef Finger hatte noch drei Geschwister. Eins davon war Marie Finger, verheiratete Schubert, geb. 11. Juli 1874 in Dittersbach bei Ruppertsdorf (Ruprechtice?), also bei Braunau in Böhmen, Mutter von Anna Gramer und Großmutter von Dorothea Gramer.

Josef Finger war verheiratet mit Modesta Finger, geborene Cholodniuk, geb. 20. Juni 1871, Tochter des Michael Cholodniuk und seiner Ehefrau Pauline Cholodniuk geborene Bilinski. Eheschließung am 18. Juli 1893 in Czernowitz. Modesta soll gestorben sein im Kloster Zangberg bei Ampfing am ?.

Josef und Modesta hatten drei Kinder, drei Söhne:

1.) August F., geb. Juni 1894 in Czernowitz, jung gestorben ca. 1950. Er war verheiratet mit Leon-tine Finger, geb. Andruzco, geb. 25.12.1895 in der Bukowina, gest. ?; 1 Kind: Erich Finger, geb. 03.10.1924 in Czernowitz, Laborant bei der Erdölraffinerie Marathon in Burghausen, gest. 18.07.1998 in Ampfing, verheiratet mit Anna (Anni) Finger geb. Sigmund, geb. 25.04.1931 in Wetz-tern in Böhmen, bei Klattau bzw. Klatovy. Sie lebt nun allein in ihrem Haus in Ampfing, Schickin-gerstr. 8. Anni Finger ist unglaublich aktiv, fleißig und leistungsfähig, ist intelligent und zugleich bodenständig. Sie kann viel, von Kinderbetreuung und Hauswirtschaft über Hutmacherei bis Her-stellung bildhübscher Puppen oder anderer textiler Kostbarkeiten. Mein Eindruck war, dass Anni

etwas unter ihrem Niveau geheiratet hatte, denn ihr Mann Erich war eher pomadig-bequem und etwas subaltern. Während sie selbst die bei ihr übliche Überernährung gut zu vertragen scheint, schadete sie ihm eher – er starb früh. Übergewichtig war er – sie ist es. Auch rauchten Beide. Anni Finger, geboren 25. April 1931, starb in Ampfing am 7. Oktober 2007. Schon am 10. Oktober fand in der Pfarrkirche Ampfing der heilige Seelengottesdienst statt und anschließend die Urnenbestattung im Margaretenfriedhof. Erich und Anni Finger haben 2 Kinder (2 Söhne): Erich F. junior, geb. 12.01.1955 in Bayern, Prokurist bei Firma Gruber (GRUMA, mehrere Firmen, auch in Mitteldeutschland, größter Landmaschinenhändler in Deutschland). Die Firma gehört seiner Tante; der Firmenchef Thomas Gruber starb Ende 2001 in Ampfing), verheiratet mit Sylvia geb. Schönmoser; 2 Töchter: Lisa, geb. 31.03.1992 und Sabrina, geb. 24.05.1997. Im Mai 2003 litt er an Schmerzen im Bauch, die als Folge einer angeblichen Krebserkrankung angesehen wurden. Der andere Sohn von Anni und Erich heißt Peter Finger, geb. 26.05.1958 in Bayern, selbständiger Bauträger, Firma IPEFA Immobilien, Wohnbau, An- und Verkauf von Immobilien, Beratung, Kapellenstr. 4, 84539 Ampfing, Tel. 08636-7870, verheiratet mit Angela (Angelique) geb. Lorenz, einer Russin aus Sibirien, geb. 01.11.1973, die zwischenzeitlich in Czernowitz war. Sie haben ebenfalls 2 Töchter: Nicole, geb. 26.08.1994 und Christina, geb. 24.01.1997. Die Ehe ging schief und die Russin stellte hohe Forderungen, war auch als Eigentümerin eines Hauses eingetragen. Sie zog aus und begann ein Studium. Im Sommer 2003 war die Lage so, dass er zuvor zwei Jahre lang kein einziges Haus verkaufen konnte, aber Schulden bei einer Bank hatte, die ihn zum Konkurs drängte.

2.) Franz F., geb. 18.08.1896 in Czernowitz, gest. 10.06.1959 in Graz. Er war zuletzt bei der steirischen Landesregierung mit dem Amtstitel Rechnungs- und Recherchenrat beschäftigt. Er war verheiratet mit Elfriede Finger geb. Michalescu oder Mihaleskul (so auf dem Grabstein in Graz, Leonhardfriedhof; Traudl Haas beschrieb mir im Mai 2009 den Weg zum Grab so: Man nimmt den Eingang, wo links die Aufbahrungshalle und rechts der Blumenladen ist, geht den Hauptweg gerade vor bis zur Wasserpumpe, dann nach rechts bis zur kleinen Kapelle von Herberstein; genau gegenüber liegt die Gruft mit dem hohen Obelisk, an zwei Hauptwegen liegend), geb. 09.09.1904 in Czernowitz, gest. 23.09.1982 in Graz. Der „Umzug“ nach Graz war nicht freiwillig. Die Familie Franz Finger hatte Haus und Besitz in Czernowitz und lebte dort in einem bunten Bevölkerungsgemisch aus Deutschen, Rumänen, Ungarn, Zigeunern und Juden. Im Rahmen der „Neuordnung Europas“ durch Hitler und Stalin schlossen diese beiden Verbrecher einen Vertrag. Auf Grund dessen marschierten sowjetische Truppen am 28./29. Juni 1940 in diesen Teil Rumäniens ein und annektierten das Gebiet für die Sowjetunion – Rumänien hatte keine Chance, sich zu wehren. Deutsche durften auf Wunsch weg gehen, sie wurden aber nicht vertrieben wie viele Deutsche nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Man durfte aber nur 39 kg Handgepäck mitnehmen, der sonstige Besitz wurde enteignet. Dieses Unrecht besteht fort, das Land (und damit Czernowitz) gehört jetzt zur Ukraine als einem Bruchstück der zerfallenen Sowjetunion. So gibt es noch mehrere gewaltsame Änderungen alter Grenzen durch die damals mächtige Sowjetunion, die heute fortbestehen, obwohl die Macht der UdSSR gebrochen ist – keine gute Basis für friedliche Verhältnisse in Osteuropa. Franz und Elfriede Finger hatten nur ein Kind, nämlich Irmtraut (Traudl) F., spätere verheiratete Haas. Sie wurde geboren am 04.02.1927 in Czernowitz, ist als Kind mit ausgewandert, ist (akademische) Diplomdolmetscherin für Rumänisch und Französisch, verheiratete sich am 11.04.1958 mit dem Chemiker Dr. phil. Wilhelm Egon Haas, geb. 21.08.1926 in Graz, geschieden nach nur ca. 5-monatiger tatsächlicher Ehe seit ca. Ende 1960, keine Kinder. Nach Internet-Suche im Jahr 2001 (etb.at) gibt es in den österreichischen Telefonbüchern einen einzigen Dr. Wilhelm Haas in A-2120 Wolkersdorf im Weinviertel, Obersdorfer Str. 29, Tel. 02245-2645. Das teilte ich Traudl Haas mit. Aber sie fand heraus, dass er der Falsche ist: Er ist Jurist, nicht Chemiker. Traudl Haas arbeitete praktisch lebenslang (23 Jahre) als Übersetzerin bei der Andritzer Maschinenfabrik in Graz-Andritz, nach ihrer Pensionierung auch für Gerichtsverfahren, an denen Ausländer beteiligt waren. Sie rauchte leider, sodass sie Venenprobleme in den Beinen bekam. Sie ließ sich die gelegentliche finanzielle Unterstützung meiner Kinder und wohl auch Walter Pfohls Kindern angelegen sein, zuletzt durch Übergabe an mich zu treuen Händen eines gesperrten österreichischen

Sparbuchs über 6000 Euro anlässlich meines Besuchs bei ihr in ihrer Kur bei den Barmherzigen Brüdern in Schärding am 28. Mai (von Martin und Brigitte in Kastl aus, die ich zuvor jahrelang nicht besucht hatte). Das Buch soll nach meiner Ansicht ihr weiterhin gehören, falls sie evtl. Geld benötigt, aber sie sagt, ich soll es an meine Kinder aufteilen, wenn sie gestorben ist. Sie liebt das Wortspiel „La ville de Graz au bord da Mur“ und „La vie de grace au bord d’amour“. Anfangs 2011 konnte sie nur noch am Stock gehen, auch im Zimmer, hatte aber trotzdem noch ihr kleines, altes Auto. Sie suchte sich eine Tagespension für alte Leute und lässt sich täglich hinfahren und zurück bringen. Sie sagt nicht, wie sie heißt und wo sie liegt, angeblich auch Herrn Erich Finger nicht, trotzdem ich sie mehrmals dazu drängte, Adresse und Telefon preiszugeben. Auch lehnt sie ab, mich als Besuch zu empfangen. Dieses Wohnen in der Tagespension hörte aber nach einiger Zeit wieder auf, wieder verriet sie die Gründe oder Umstände nicht.

Ich besitze ein altes, schönes Foto, auf Karte aufgezogen und in Goldfarbe, von einem (laut handschriftlicher Aufschrift Rückseite) Johann Kriegsfeld - van de Kuhn, mit Mittelscheitel, langem, gezwirbeltem Oberlippenbart, Zwicker und Stehkragen, professionell aufgenommen von dem Photographischen Atelier Gebrüder König in Czernowitz. Fast unleserlich steht auf der Rückseite handschriftlich „Ewig Dein“. Traudl Haas sagt, das sei der Ehemann von ihrer Großmutter mütterlicherseits oder deren Schwester gewesen. Ein Niederländer.

3.) Emil Finger, geb. 1900 in Czernowitz, gest. 1984 in Graz, war Finanzbeamter in Rumänien. Er war zweimal verheiratet: 1. mit Martha Finger geb. Schwab, sie lebte später in Berlin, er getrennt von ihr in Leoben. Sie haben ein Kind, Otto Finger, geb. tatsächlich am 31.12.1929 in Czernowitz, offiziell am 1.1.1930, verheiratet, 1 Kind (eine Tochter, Angela (Geli), geb. 27.08.1956, verheiratete Großkopf, die kränklich sein soll und auch eine Tochter hat namens Anja), Otto und seine Frau leben (2001) in Berlin, Eckermannstr. 42, Tel. 030-5411389, die Tochter Angelika Großkopf wohl in Berlin, Deulstr. 4, Tel. 030-5319028. Otto F. rief ich am 16.4.2001 an und bat um Unterlagen. Er schickte mir am 23. April 2001 einen Brief mit der Abschrift der Unterlagen, die er hat; die Daten sind hier eingearbeitet. Zweite Ehe von Emil F. mit Helene verwitwete Gensiorowski, sie lebten zusammen in Graz, keine Kinder, aber aus 1. Ehe der Frau gibt es den Sohn Arnold Gensiorowski, der in Graz, Körösistr. 98 mit einer Regine verheiratet lebt (2001) und mit Traudl Haas bekannt ist.

Herta Klafszki aus Traismauer an der Donau in Niederösterreich schickte mir auf meine Bitte hin leihweise acht alte Fotos von Gramers bzw. Fingers aus Böhmen, die ich mit 1200 dpi scannen ließ und von denen ich zusätzlich Bild vom Bild machen ließ. Leider kann ich die Bilder nicht im PC ansehen, es sind zu viele Daten. Aber Kodak hat sie für mich je zweimal auf Fotopapier gebracht.

Viele Informationen über die Gramer-Verwandtschaft habe ich zusammen getragen in der Datei g_foto-album_1_dorothea_schmiedel.doc. Sie müssten hier eingearbeitet werden.

Am 17. Juli 2006 besuchte ich Herta Klafszki allein, auf der Autoreise nach Wien, der Slowakei, Ungarn, Rumänien, Kroatien und Slowenien. Sie ist ca. 83 Jahre alt, geistig klar und freundlich wie immer, muss allerdings an Krücken gehen. Ihr Ehemann Anton Klafszki ist 1983 verstorben. Ihre jüngste Tochter Inge verh. Mölzer war leider nicht da, sondern auf Urlaub in Italien. Diese hat zwei Kinder, einen ca. 17-jährigen Sohn Florian, der die PC-Arbeiten erledigen kann, und eine Tochter, Johanna. Da der Schuhladen, in dem auch Schulartikel und Galanteriewaren verkauft werden (Bänder, Einpackpapier usw.), sehr gut geht und mehr abwirft als der frühere Spar-Laden, lebt sie gut und kann ihr Anwesen perfekt in Ordnung halten. Im gepflegten Innenhof befand sich ein Pool mit blitzsauberem Wasser. Den anschließenden Garten bis zur Straße pflegt eine bezahlte Ausländerin. Die andere Tochter Edith Rössler kümmert sich mit viel Arbeit um das Donaurestaurant an der Donau, Donaustraße 64, das eine Goldgrube ist. Viele Radfahrer kommen vorbei, die an der Donau entlang radeln. Deren Mann arbeitet für den dazu gehörigen Sportboothafen und die

Ferienhäuser. Das Motorboot, mit dem wir beim ersten Besuch (mit Dorle) auf der Donau herumgefahren wurden, gibt es nicht mehr. Ich fuhr mit Herta hin, wir wurden zum Mittagessen eingeladen und sahen zusammen mit Edith, mit der ich das „Du“ vereinbarte, ein altes Familienalbum an. Ich erbat etliche Fotos als Scan, schickte meine Schubertfotos als CD Anfang August 06 hin. Edith war sehr nett zu mir, aber hatte sehr viel zu tun. Sie hat mit Gerhard Rössler zwei Kinder, Elisabeth, geb. wohl 1978, unverheiratet (2007) und Ursula, auch unverheiratet. Sie schickte die 10 Fotos als Mailanhang Februar 2007; ich ließ Bilder machen, je eins für Walter Pfohl. Die dritte Tochter Anita (wohl die älteste) hat auch zwei Kinder, David und Elke, ist aber an Krebs 1986 gestorben. Ihr Mann hieß Ferdinand Parzer, er hat als Witwer der Familie viel Ärger bereitet wegen der Erbschaft. Ich übernachtete im Gasthaus zum Schwan, gegenüber Hertas Haus in der Wiener Str. 12, Tel. 0043-2783-6236.

Im Februar 2007 schickte mir Edith Klafszki per Mail zehn Scans von alten Fotos, die ich erbeten hatte und je zweimal 12,6 mal 17,4 cm von Kodak ausdrucken ließ, je 1 Exemplar für Walter Pfohl:

- 1 Anton Volke junior als Kind mit Mütze, Reifen und Stuhl, Sohn von Anton V. senior, Vater von Herta Klafszki geb. Volke. Datum? g_anton_volke_junior_als_kind.jpg.
- 2 laut Klafszki Augustin Schubert als junger Mann, vielleicht Erstkommunion?
g_augustin_schubert_trautenau_ca1890.jpg.
Nach meiner bisherigen Annahme ist das Alfred Schubert (Fredl). Was meinst Du, Walter?
Es ist sehr wahrscheinlich, dass das Augustin Schubert ist.
Walter ist sich sicher, dass das Augustin Schubert ist, er hat das Bild.
Aufnahme von Firma A. Lehmann, Trautenau, gegenüber der Goldenen Spitze
(Walter Pfohl weiß auch nicht, was das ist. Im Mai 2015 sah ich im Internet
(http://trautna.de/Adressbuch_1911/Erwerbszweige3.htm), dass das ein Gasthof war,
"Zur goldenen Spitze", Pragerstr. 14, der 1911 einem Herrn Schmidt, Franz gehörte.).
- 3 laut Klafszki Augustin Schubert als junger Mann (ich zweifle das an, aber wer ? Auch Walter Pfohl ist sich sicher, dass das nicht Augustin Schubert ist, der hatte keine solchen Locken).
g_unbekannter_herr_volke-verwandtschaft.jpg
- 4 Anna Schubert, spätere verh. Gramer, mit Buch und Armbanduhr, aufgenommen in „Prague“, ich dachte ca. 1918, aber Walter Pfohl behauptet anhand des Vergleichs mit anderen Bildern, es stamme aus ungefähr 1909. Korrektur nach Rücksprache: Wohl Firmung (Uhr, Frühlingszweige, Atelieraufnahme), ca. 1913.
Sie ist geboren am 1. Juli 1897 in Dittersbach bei Ruppertsdorf, Nordböhmen.
g_anna_schubert_spätere_gramer_prag_evtl_firmung_ca1913.jpg.
- 5 Josef Volke, ältester Bruder von Augustin Schubert, als junger Pater Ignaz
g_josef_volke_alias_pater_ignaz.jpg.
- 6 Anton Volke jun. als Baby (unscharfes Bild).
- 7 Karl Schubert, seine Frau Anna geb. Volke und der dritte Sohn Augustin Schubert, von mir geschätztes Jahr 1880, aber nach den Aufzeichnungen von Traudl Pfohl stammt es aus dem Jahr 1883. Karl und Anna hatten bereits am 27. November 1871 in Braunau geheiratet. g_karl_anna_schubert_geb_volke_dritter_sohn_augustin_1883.jpg.
- 8 Anton Volke junior als eleganter junger Herr (s. Bild 1). g_anton_volke_junior_als_mann.jpg.
Walter sagt, dass dessen Frau Josefine am 12.12.1973 gestorben ist, im 75. Lebensjahr, also muss sie 1898 geboren worden sein.
- 9 laut Klafszki unbekannt, aber ich bin sicher, dass es Pater Ignaz ist. Vergl. Nr. 5. Walter ist sich nicht ganz so sicher. g_josef_volke_alias_pater_ignaz_alter_mann_unsicher.jpg. Diesen Namen kann ich nicht eintragen, denn ich finde dieses Bild nicht als Datei im PC; evtl. noch scannen!
- 10 Anton Volke junior als Baby in einem Sessel (scharfes Bild). Wann/wo ist er geboren/gestorben?
Aufnahme von Firma Carl Weighart, Leoben oder St. Pölten. (wo?)
g_anton_volke_junior_baby.jpg.

P.s.: Walter Pfohl sagt, dass Hertas Mann Anton Klafszki 1983 gestorben sei, im 67. Lebensjahr, also muss er ca. 1916 geboren worden sein. Herta fragen, wann genau und wo. Und ebenso Pater Ignaz, Anton sen.

Die Dateinamen, unter denen ich sie abspeicherte, habe ich darunter geschrieben.

Am 8. Februar 2008, auf der Rückreise von Graz, wo ich mit Traudl Haas ihren 81. Geburtstag feierte, und nach meinem 3-Tage-Besuch in Preßburg/Bratislava, besuchte ich Herta Klafszki erneut und wohnte wieder im Schwan. Sie ist nach wie vor nett, freundlich und intelligent. Bei einem

großen, gemeinsamen Abendessen in ihrem Hause lernte ich Inge Mölzer und ihren Mann Heinz Mölzer kennen, auch den Sohn Florian, ihre Tochter Johanna war noch nicht zurück von einem Besuch in Dresden. Edith und Gerhard Rössler waren auch da und deren Tochter Elisabeth, eine mittelgroße, energische, gut aussehende junge Dame. Und die beiden Kinder der verstorbenen Tochter Anita waren da, der Sohn David und die Tochter Elke, die demnächst heiraten wird nach der Salzburger Gegend. Sie ist zielstrebig und weiß was sie will, hat eine Hakennase und „viel Holz vor der Hütt““. Ihr Vater wohnt in Wien. Es war eine sehr angenehme, angeregte Runde, wir duzten uns alle. Herr Mölzer arbeitet bei der Baufirma Alpine, die vorwiegend Wohnhochbau macht, aber auch die Allianzarena in München und das Sony-Gebäude am Alexanderplatz in Berlin mit gebaut hat. Er hat einen privaten Weinberg und baut selber Grünen Veltliner und Riesling aus; wir kosteten.

Herta erzählte mir, dass sie zwar nur drei Töchter hatten, aber fünf Kinder aufgezogen haben, nämlich auch noch die beiden Söhne ihrer Schwester Margarete (Gretel) Kovar, die bald geschieden wurde und sich nicht sehr um die Erziehung ihrer Kinder gekümmert hat. Sie wohnte als Witwe lange in Laxenburg; dort haben Dorle und ich sie vor ewigen Zeiten mal besucht. Hertas Mann Anton wollte zuerst nur einen der Söhne nehmen, aber schließlich hatten sie beide zu ernähren. Aber Anton habe nie einen Unterschied zwischen den eigenen Kindern und denen der Schwägerin gemacht. Es war dann halt ein einfaches Leben, das sie führen mussten.

Kovar ist ein tschechischer Eigenname und wird eigentlich auf der zweiten Silbe betont.

Herr Mölzer machte mir folgenden handschriftlichen Stammbaum auf einem DIN A4-Blatt:

Eltern von Herta und Margarete Volke: Anton Volke und Josefine Neuhauser.

Herta Volke heiratete Anton Klafszki und sie bekamen drei Kinder: Anita, verh. mit Ferdinand Parzer (Kinder David und Elke); Edith, verh. mit Gerhard Rössler, ebenfalls zwei Kinder: Elisabeth und Ursula; Inge, verh. m. Heinz Mölzer, ebenfalls zwei Kinder, Florian und Johanna.

Margarete (Gretel) Volke heiratete Johann Kovar; sie bekamen zwei Kinder: Wilhelm und Bernhard.

Wilhelm Kovar heiratete Rosmarie Kaufmann, sie hatten eine Tochter, Karin. Die heiratete Thomas Strobl; sie bekamen drei Kinder: Benedikt, Mira und Jakob.

Bernhard Kovar heiratete zweimal: Gabriele Schweda und Helga ... Aus letzterer Ehe entspross die Tochter Cunilia oder so ähnlich (.ilia ist sicher).

In einem Weihnachtsbrief vom Dezember 2013 schrieb Herta an mich (Klaus), dass sie 2013 89 Jahre alt geworden ist. Dass sie zwei Urenkel hat und ein drittes in 2014 bekommen wird, von Elisabeth, Ediths Tochter. Inges Tochter Johanna wird ein Semester in Kanada studieren, sie fliegt im Januar 2014 hinüber.

In einem Mail fragte ich im Donau-Restaurant an, wann genau Herta 90 Jahre alt wird. Hier die Antwort:

Lieber Klaus,

vielen Dank für Dein email und Deine Grüße.

Ich bin Edith, die mit den alten Fotos und dem Motorboot!

Mama wird wirklich heuer schon 90 Jahre alt, aber Du hast noch Zeit, sie hat erst am 6. September Geburtstag. Ich habe Deinen Brief gelesen und ich freue mich, daß es Dir gut geht und Deine Familie so weit gut situiert und gesund ist.

Meine Tochter Elisabeth ist, wie Mama anscheinend bereits gesagt hat, zum zweiten Mal schwanger, mit Geburtstermin Juli, das heißt, uns steht ein erlebnisreicher Sommer im Gasthaus mit viel Arbeit bevor. Daher werde ich die Sperrzeit im Winter jetzt nochmal genießen!

Ich habe zwar den Betrieb mit vorigem Jahr an Elisabeth weitergegeben, aber an meinem Arbeitspensum hat sich nicht wirklich viel geändert. Aber ich bin ohnehin nicht der wirkliche "Pensionistinnen-Typ"! Es geht mir recht gut beim Arbeiten!

Mama wird sich sicherlich sehr freuen, wenn Du an Ihren Geburtstag denkst! Ich hoffe, es geht Dir selber recht gut und Du bringst den Winter gut vorbei.

Recht liebe Grüße von uns allen

Edith Rössler

Donaurestaurant Traismauer, Tel.: 0 27 83 / 84 00, Mobil: 0 664 / 40 41 750, E-Mail: donau-restaurant@aon.at, www.donau-restaurant.at

Über die Finger-Seite versuche ich, das Vorstehende in Tabellenform zu bringen:
Diese Tabelle ist nicht in Ordnung!

Birkigt	Brezova	200
Bischofstein	Skaly	104
Bodisch	Bohdasin	184
Böhmisch Matha	Ceska Metuje	197
Braunau, Stadt	Broumov	6.383
Chlitz	Chlivity	222
Deutsch Matha	Metujka	294
Deutsch Wernersdorf	Vernerovice	929
Dittersbach	Jetrichov	1.002
Dreiborn	Studnice	292
Großdorf	Velka Ves	2.532
Halbstadt	Mezimesti	1.278
Hauptmannsdorf	Hejtmankovice	1.280
Heinzendorf	Hyncice	606
Hernsdorf	Hermankovice	1.509
Hottendorf	Hodkovice	248
Hutberg	Hony	223
Jibka	Jivka	250
Johannesberg	Janovicky	171
Johnsdorf	Janovice	496
Liebenau	Libna	351
Löchau	Lachov	323
Märzdorf	Martinkovice	1.456
Merkelsdorf	Zdonov	967
Nieder Adersbach	Dolni Adrspach	584
Nieder Mohren	Dedov	248
Ober Adersbach	Horni Adrspach	696
Ober Drewic	Horni Drevice	343
Ober Mohren	Javor	283
Ober Wekelsdorf	Horni Teplice	472
Ober Wernersdorf	Horni Vernerovice	443
Ottendorf	Otovice	879
Rosental	Rozmital	618
Ruppersdorf	Ruprechtice	1.035
Schönau	Sonov	953
Skalka	Skalky	318
Starkstadt, Stadt	Starkov	749
Unter Wekelsdorf	Dolni Teplice	591
Unter Wernersdorf	Dolni Vernerovice	295
Weckersdorf	Skrince	1.029
Wekelsdorf, Markt	Teplice nad Metuji	1.200
Wiesen	Viznov	730
Wüstrei	Bystre	440

Über Braunau fand ich Folgendes in www.broumov-mesto.cz:

DIE STADT BROUMOV (BRAUNAU)

Für die Kulturgeschichte der Stadt Braunau sind zwei Tatsachen bedeutend: Die sieben Jahrhundert dauernde Tätigkeit des Benediktinerorden und auch der erfolgreiche Aufstieg der Stadt, gegeben schon von ersten Jahren Existenz abhängig von der Prosperität des Tuchmachergewerbes, orientiert auf ferne Märkte im Böhmisches Innerland und im benachbarten Schlesien.

Das Werk der planmässigen Kolonisationstätigkeit der Benediktinerabtei Břevnov ist die Ansiedlung des Braunauer Landes und die Gründung der Stadt Braunau, wahrscheinlich im Jahr 1255, als Marktort, Mittelpunkt der handwerklichen Erzeugung und Verwaltungszentrum der Domäne des Ordens. Dem Abt von Břevnov wurden von Kaiser Karl IV. im Jahr 1348 dieselbe Rechte über dessen Untertanen verliehen, wie sie die königlichen Städte Glatz und Königgrätz besaßen.

Der historische Kern der Stadt hat sich bis zur heutigen Zeit den Grundriss in schlesischen Art beibehalten, für welchen zwei mit einander parallel zwei Seiten einen großen Marktplatz charakteristisch sind. Auf dem Rande Pfarrkirche vorbehalten. Unter den Meierhof, Bad und Spital gegründet.

Die ursprüngliche mittelalterliche Verbauung ist bis auf die Friedhofskirche "Zur Unserer Lieben nach den mehrmaligen Bränden restlos verschwunden. Die nach dem Ausbrennen im Jahr 1306 erneuerte einer der Äbte zu einem befestigten mit der Kirche des Hlg. Adalbert umbauen lassen. Ähnlich wurde die Pfarrkirche des Hlg. Peter u. Paul aus erbaut. Mit dem Bau der Stadtmauern begannen die Bürger schon im Jahr und das ganze, mit großen Schwierigkeiten und Kosten verbundene Werk vor dem Jahr 1380 beendet. Ob zwar von den ursprünglichen reichen Verzierungen und den Inventar des Klosters und der Kirchen nur geringe Bruchteile erhalten blieben, ist unbestreitbar, dass Braunau im Verlauf des 14. Jh. eines der bedeutendsten Kulturzentren in Nordostböhmen geworden ist.



verlaufende Hauptstrassen, durch den ganzen Verbau durchgehend, von begrenzt und bei den gegenüberliegenden Toren zusammen treffend, des Felsenvorsprungs wurden vom Lokator der Platz für die Burg und Stadtmauern wurden Vorstädte mit Mühlen, Walken, befestigtem



hölzerne
Frau"

Burg hat
Kloster

Stein
1357
wurde

Änderungen des Lebensstils der immer reicher werdenden kleinbürgerlichen Gesellschaft fanden ihren Ausdruck in dem Bau von steinernen Häusern auf dem Ringplatz und den anliegenden Gassen. Im Geist der Renaissance wurde nach dem großen Brand im Jahr 1549 auch das Kloster wieder aufgebaut.

Die Epoche des Barocks ist eine Zeit des allseitigen Aufstieges der Abtei Břevnov. Nach Überwindung der katastrophalen Folgen des Dreißigjährigen Krieges, besonders unter den Äbten Thomas Sartorius (1163 - 170) und Othmar Zinke (1700 - 1738) erlangte der Orden durch Erhöhungen der Fronarbeiten und Gebühren der Untertanen und auch den eigenen großzügigen Unternehmungsaktivitäten eine sehr gute wirtschaftliche Stellung, was ihm einen kostspieligen Aufbau von Klosterobjekten, Kirchen und Residenzen ermöglichten. In Braunau wurden dann nach Entwürfen des Baumeisters Martin Allio alle Kirchen erneuert, besonders die von der Feuersbrunst vernichtete gotische Klosterkirche und das Kloster. Unter der Leitung von Christoph Dientzenhofer wurden die Terrassen und Höfe verrichtet und auch das Stiftgymnasium und die Stiftsapotheke gebaut. Zuletzt wurden auch die Projekte von K. I. Dientzenhofer realisiert, welche mit dem radikalen Umbau des Braunauer Klosters in den Jahren 1728-38 rechnete.

Die Schlesischen Kriege waren ein schweres Verhängnis für die Stadt und die ganze Herrschaft, nicht nur wegen des Durchzuges der Truppen und den Plünderungen, aber auch durch die preußische Besetzung Schlesiens und Glatz, mit denen Braunau über Jahrhunderte intensive Handels- und Kulturelle Beziehungen hatte. Die Kriegereignisse hatten zur Folge, dass die Bautätigkeit des Ordens sich nur auf die Instandsetzung nach den Bränden in den Jahren 1757 und 1759 beschränkte. Die Barockkultur aber überlebte in ihren volkstümlichen Formen in Braunauer Land bis in das 19. Jahrhundert.

In Zusammenhang mit den umwälzenden gesellschaftlichen Ereignissen in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts hat auch Braunau eine große Verwandlung durchgemacht. Die Stadt hat sich aus der Umklammerung der Stadtmauern befreit und auf den Katastern der anliegenden Nachbardörfer sind die Villen, Miethäuser und die ersten Industrieanlagen aufgewachsen. Das bürgerliche Empire war der letzte Stil, welcher es geschafft hat, in das Stadtbild und in die Landschaft harmonisch den neuen Aufbau einzugliedern und für das Braunauer Land typische Verbindung des großen kirchlichen Barocks mit dem städtischen und den dörflichen Aufbau zu bewahren und dem Region sein unverwechselbares Aussehen einzuprägen.

Die umfangreiche Bautätigkeit, welche den steilen Aufschwung der Textilindustrie am Ende des 19. Jh. brachte, wurde oft auch für den Preis der Zerstörung des einheitlichen städtischen Aufbaues durchgesetzt. Ganz negative Auswirkungen auf die kulturelle Werte hatte das Niederreißen alter Häuser, langjähriger Verfall alter unter Denkmalschutz stehenden Objekte und gefühlslose Eingriffe in deren Wesen und Aussehen in den Jahrzehnten nach dem 2. Weltkrieg.



Aus dem Internet: (<http://www.braunauer-ahnenforschung.eu/>)
(Diese Seite gibt es nicht mehr, eine neue ist in Arbeit)

G. Braunau

G. Wekelsdorf

G. Politz

Neu-Braunau

Gerichtsbezirk Braunau

Die Orte/Ortsteile und Pfarrkirchen

Barzdorf (Božanov) mit Eichkatzel, Kaltwasser (Studená Voda), Neuhof (Nový Dvůr) und Rothehöh (Červený Vršek) gehört zur

Pfarrei Märzdorf, St. Georg, Expositur St. Magdalena (Dientzenhoferkirche).

Birkigt (Březová) gehört zur Pfarrei Deutsch-Wernersdorf.

Bodisch (Bohdašín) gehört zur Pfarrei Deutsch-Wernersdorf.

Braunau (Broumov) Stadt I, Obersand II, Mittelsand III, Niedersand IV hat die Pfarrei St. Peter und Paul; weitere Kirchen: Stiftskirche St. Adalbert; St. Wenzel (Dientzenhoferkirche); Friedhofskirche Zu Unserer Lieben Frau; Hospitalkirche Zum Heiligen Geist; Evangelische Kirche.

Deutsch-Wernersdorf (Vernéřovice) hat die Pfarrei St. Michael (Dientzenhoferkirche).

Dittersbach (Jetřichov) mit Alpendörfel, Am Steinberge, Buschhäuser, Küfermühle und Semmering gehört zur Pfarrei Ruppertsdorf.

Grenzdörfel (Pomeznice) gehört zur Pfarrei Deutsch-Wernersdorf.

Grossdorf (Velká Ves) gehört zur Pfarrei Braunau.

Halbstadt (Meziměstí) mit Langer Graben, Niederhausen, Schroll'sche Fabrik, Neusorge (Starostin) und Sechshäuser gehört zur Pfarrei Deutsch-Wernersdorf.

Hauptmannsdorf (Hejtmánkovice) mit Bergmühle, Paradies und Voigtsbach gehört zur Pfarrei Braunau; der Ortsteil Holzmühle gehört zur Pfarrei Ruppertsdorf.

Heinzendorf (Hyčnice) gehört zur Pfarrei Ruppertsdorf.

Hermsdorf (Heřmánkovice) mit Buschhäuser und Schroll'sche Dampfziegelei hat die Pfarrei Zu Allerheiligen. (Dientzenhoferkirche)

Hutberg (Hony) gehörte bis 1938 zur Pfarrei Politz, danach zur Pfarrei Deutsch-Wernersdorf

Johannesberg (Janovičky) gehört zur Pfarrei Hermsdorf, Filialkirche St. Johann.

Kaltwasser (Studená voda) gehört zur Pfarrei Märzdorf, Barzdorf Expositur St. Magdalena.

Märzdorf (Martínkovice) hat die Pfarrei St. Georg.

Neusorge (Starostín) gehört zur Pfarrei Deutsch-Wernersdorf.

Ölberg (Olevětín) gehört zur Pfarrei Braunau.

Ottendorf (Otovice) mit Endhäuser, Feldschänke, Lederhose und Sandschänke gehört zur Pfarrei Märzdorf, Filialkirche St. Barbara (Dientzenhoferkirche).

Rosental (Rožmitál) mit Fuchshäuser gehört zur Pfarrei Braunau.

Ruppertsdorf (Ruprechtice) hat die Pfarrei St. Jakob (Dientzenhoferkirche).

Schönau (Šonov) hat die Pfarrei St. Margaretha (Dientzenhoferkirche).

Strassenau (Benešov) gehört zur Pfarrei Hermsdorf.

Voigtsdorf ist nach Hauptmannsdorf eingemeindet und gehörte zur Pfarrei Braunau.

Weckersdorf (Křínice) mit Amerika, Krimshäuser (Krim), Schlegelhof, Waldhäuser und Ziegelhäuser gehört zur Pfarrei Braunau.

Wiesen (Vižňov) mit Grenzdörfel (Pomeznice) und Buschhäuser gehört zur Pfarrei Deutsch-Wernersdorf, Filialkirche St. Anna (Dientzenhoferkirche).

Ahnenforschung im ehemaligen Kreis Braunau

Der ehemalige Kreis Braunau gehört heute zum Kreis Náchod. Die Möglichkeiten zur Erforschung der Vorfahren sind ausgezeichnet. Durch die Herrschaft des Klosters Braunau wurden die Kirchenbücher sehr gut geführt. Diese werden im Archiv Zámrsk aufbewahrt. Die Urbare (zum Teil sind es Bildurbare) sind erhalten und liegen ebenfalls dort.

Zusätzlich zu den Kirchenbüchern wurden in fast allen Gemeinden Freundschafts - und/oder Mannschafsbücher geführt. Freundschaftsbücher enthalten die Vorfahren (Freundschaft = Verwandtschaft) eines Brautpaares. Mannschafsbücher geben Auskunft über die Mannschaft des Ortes. Es sind die Besitzerfolgen und manchmal die Inwohner der Häuser darin aufgeschrieben. Diese Bücher stellen eine wunderbare Hilfsquelle für den Forscher dar. Diese Bücher werden in den Archiven Náchod und Trautenau (Trutnov) aufbewahrt, sind jedoch nicht in allen Gemeinden geführt worden.

Es gibt vielfältige Verflechtungen der Braunauer mit dem benachbarten Glatzer Land im heutigen Polen. Die Kirchenbücher dieser Gemeinden sind zum Großteil von den Mormonen verfilmt worden und die Filme können in allen Stellen dieser Glaubensgemeinschaft ausgeliehen werden.

Der Heimatkreis Braunau hat eine Reihe von Dorfbüchern herausgegeben, die auch noch fortgesetzt wird. Sie beschreiben die Geschichte des jeweiligen Ortes, die Lebensweise der Menschen, enthalten die Namen der Bewohner und eine Vielzahl von Bildern. Wer sich mit dem Umfeld seiner Vorfahren vertraut machen möchte, dem werden diese Bände wichtig sein. Man kann sie beim Heimatkreis kaufen.

Wer sich über Bräuche und Trachten sowie die Geschichte und die Vertreibung der Menschen des Braunauer Ländchens informieren möchte, sollte das Braunauer Heimatmuseum in Forchheim besuchen.

Wer etwas über die Entwicklung des Klosters in Braunau in Rohr bis in die heutige Zeit erfahren möchte, der sollte im Klostermuseum in Rohr vorbeischaun.

Zum Schluss natürlich noch die Empfehlung, sich zunächst mit der BAF in Verbindung zu setzen. Die Forschungsdatei ist sehr groß und die Wahrscheinlichkeit, daß auch Ihre Vorfahren bereits dabei sind, ist recht hoch. Dabei wäre es wünschenswert und sehr erfreulich, wenn Sie nicht nur allgemein nach einem oder mehreren Namen fragen, sondern gleich gesicherte Daten (Geburt/Heirat..) aufschreiben und zuschicken.

Für Fragen die über den Kreis Braunau hinausgehen, informieren Sie sich bitte bei der Vereinigung der Sudetendeutschen Familienforscher (VSFF).

Klaus Schmiedel

Am Eichkopf 11
61462 Königstein
schmiedel@t-online.de
Tel. 06174-932087
21.2.2008

**Herrn
Peter Finger
St.-Christophorus-Str. 35**

84539 Ampfing

Sehr geehrter Herr Finger,

nachdem ich von dem unangemeldeten Blitzbesuch in Graz zum Geburtstag von Traudl Haas wieder zurück war, habe ich meine alten Aufzeichnungen herausgekratzt und ein bißchen verbessert.

Kommt es Ihnen sehr unpassend, wenn ich Ihnen das Produkt mal hinschicke, wenn auch in einer schlecht lesbaren Papierkopie. Wenn Sie mir Ihre Mailanschrift mailen, würde ich Ihnen das als Mailanhang (Word) senden, da kann man es ja am PC gut vergrößern und bequemer lesen.

Traudl meinte nämlich, Sie könnten das weiter verbessern oder Fehler finden, auch anhand der Ampfinger Grabsteine. Wäre nett...

Falls Sie eine dann verbesserte Kopie haben möchten - bitte Mitteilung.

Ich hoffe, es geht Ihnen und Ihrer Familie gut.

Mit besten Grüßen,

Ähnliche Briefe auch an Herrn Otto Finger und Herrn Arnold Gensiorowski Feb. 2008.

Zur Situation in der Sowjetunion zu der Zeit, als Helmut Gramer vor Moskau fiel:
(Siehe auch Fußnote 2 in g_reise_nach_russland.doc.)

DER SPIEGEL 27/1965 vom 30.06.1965, Seite 54

Autor: Alexander Werth

Rußland im Krieg

1. Fortsetzung

Moskau zu Beginn des Krieges

Am 3. Juli 1941, zwölf Tage nachdem der deutsche Angriff begonnen hatte, kam ich in Moskau an. Mir schien es, als verlaufe das Leben in der Hauptstadt völlig normal. Die Straßen waren belebt, die Läden voll. Offenbar waren die Nahrungsmittel noch nicht knapp geworden. Man konnte ohne Lebensmittelmarken kaufen.

An allen Hauswänden klebten Plakate, vor denen sich die Menschen drängten. Da sah man, wie ein russischer Panzer einen riesigen Krebs zerquetschte, der einen Hitler-Schnurrbart trug; man sah einen Rotarmisten, der sein Bajonett einer Ratte in die Kehle stieß, die Hitlers Züge hatte, und die Unterschrift forderte: "Zermalmt das faschistische Ungeziefer!" Andere Aufrufe richteten sich an die weiblichen Sowjetbürger: "Frauen, arbeitet auf den Kolchosen, ersetzt die Männer, die jetzt in der Armee sind!"

Wahrscheinlich war es zum Teil eine Folge der Stalinschen Warnung vor Spionen und "Diversanten", daß in Moskau eine regelrechte Spionage-Hysterie herrschte.

Nach Papieren wurde man bei jeder Gelegenheit gefragt. Es war geradezu unerlässlich, sie stets bei sich zu tragen, besonders nach der mitternächtlichen Sperrstunde. Wer eine andere Sprache als Russisch sprach, war von vornherein verdächtig. Die Angehörigen der weiblichen Hilfsmiliz waren besonders eifrig.

Ich erinnere mich, wie ich einmal mit Jean Champenois, dem Korrespondenten der Havas-Agentur, die das Freie Frankreich vertrat, bei Sonnenuntergang die Gorki-Straße entlangging. Auf einmal stürzte eine Milizionärin auf Jean Champenois zu und brüllte ihn an: "Warum rauchen Sie?" Sie befahl ihm, sofort seine Zigarette auszulöschen; ganz zweifellos dachte sie, er wollte damit deutschen Flugzeugen ein Zeichen geben!

Den ganzen Tag über marschierten Soldaten singend durch die Straßen. Die Volkswehr-Bewegung kam in Schwung; in jenen ersten Julitagen meldeten sich freiwillig Zehntausende von Männern, darunter schon viele vorgeschrittenen Alters; sie kamen zu Hunderten zu den Sammelpunkten mit ihren kleinen Bündeln und Koffern. Man musterte sie und schickte sie zum Teil wieder nach Hause; die übrigen marschierten in die Ausbildungslager.

Im übrigen war die Stimmung in Moskau gelassen. Man sah lachende und scherzende Leute auf den Straßen. An der Oberfläche schien das Leben weiterzugehen wie bisher. Vierzehn Theater spielten vor stets vollbesetzten Häusern, und in den Restaurants herrschte gedrängte Fülle.

Aber Moskau begann sich auf feindliche Luftangriffe vorzubereiten. Am 9. Juli verteilten Spezialwagen der Straßenbahn an zahlreichen Stellen der Stadt Sand.

In der zweiten Juliwoche begann man, die Kinder aus Moskau zu evakuieren. Auch vielen Frauen wurde nahegelegt, die Stadt zu verlassen und statt dessen auf den Kolchosen zu arbeiten.

Moskaus Pressepolitik in diesen ersten Wochen des Krieges war für uns ungewohnt. Die einzigen offiziellen Informationsquellen waren die sowjetischen Zeitungen mit ihren Frontberichten und ihren Reportagen vom Kriegsschauplatz sowie die Pressekonferenzen, die Losowski, Stellvertretender Außenkommissar und Stellvertretender Chef des Sowinformbüros, dreimal in der Woche abhielt.

Was die Reportagen betraf, so beschäftigten sie sich hauptsächlich mit Heldentaten und Bravourstücken. Es gab aber auch, und das besonders in der Armeezeitung "Roter Stern", gelegentlich recht brauchbare Kommentare. Die offiziellen Frontberichte waren sehr vorsichtig formuliert und ließen sich meist nur in ganz vagen Andeutungen darüber aus, wo die Kämpfe stattfanden. Aber die Menschen lernten sehr schnell, zwischen den Zeilen zu lesen.

Wenn von Kämpfen im "Raum Minsk" oder im "Raum Smolensk" die Rede war, bedeutete dies, daß diese Städte bereits verloren waren. Aus dem Vokabular der offiziellen Communiqués konnte man das Ausmaß der sowjetischen Niederlagen ablesen. Wenn von "überlegenen feindlichen Kräften" die Rede war, bedeutete dies, daß sich die Sowjets in vollem und ungeordnetem Rückzug befanden. Es waren diese Formulierungen, die das größte Unheil verschleierte.

Die allgemeine Tendenz von Losowskis Pressekonferenzen war die, den Eindruck zu erwecken, daß alle Rückschläge nur vorübergehend seien und daß, wieviel Territorium man auch an die Deutschen verliere, diese schließlich doch nicht siegen würden, daß Moskau und Leningrad niemals fallen würden.

Schläge, die die Sowjets trafen, beispielsweise die Gefangennahme vieler Hunderttausender Soldaten durch die Deutschen oder die horrenden Flugzeugverluste, wurden überhaupt nicht erwähnt.

Die der sowjetischen Bevölkerung zur Verfügung stehenden Nachrichtenquellen waren ziemlich unergiebig. Gleich zu Beginn des Krieges hatten die privaten Rundfunkempfänger an die Miliz abgeliefert werden müssen; nur ausländische Diplomaten, Journalisten und ausgewählte Beamte durften sie behalten. Im übrigen hatte man einen Lautsprecher, über den das Moskauer Programm übertragen wurde.

Vielleicht wäre es wirklich nicht gut gewesen, wenn man die deutsche Propaganda hätte empfangen können. Da gab es diese alten weißrussischen Obersten mit ihren Alkoholstimmen - so klang es wenigstens -, die über die Prominenten zu berichten wußten, die sich anschickten, aus dem Land zu fliehen, nachdem sie sich ein fettes Bankguthaben in Buenos Aires angeschafft hätten; über die "Millionen von Gefangenen", welche die Deutschen machten; über die "verzweifelte Lage der Roten Armee", den "bevorstehenden Fall Moskaus und Leningrads"; darüber, daß die Deutschen den "echten Sozialismus nach Rußland" brächten, und vieles mehr.

In der Nacht des 21. Juli wurde Moskau zum erstenmal aus der Luft angegriffen. Was dabei am meisten beeindruckte, war das gewaltige Flaksperrfeuer; die Splitter der Granaten prasselten wie Hagelkörner auf die Straßen, und Dutzende von Scheinwerfern erhellten den Himmel.

Am nächsten Morgen gab es eine Menge zerbrochener Fensterscheiben, hie und da einen Bombentrichter (auch einen auf dem Roten Platz), ein paar Stellen, an denen Brände ausgebrochen waren, die man schnell hatte löschen können. Nirgends ernste Schäden.

In der Nacht des 22. Juli folgte der zweite Angriff; auch er verursachte nur begrenzten Schaden, abgesehen davon, daß etwa hundert Menschen getötet wurden, als ein großer Schutzraum am Arbat-Platz einen direkten Treffer erhielt.

Im Juli und fast den ganzen August hindurch gingen die Angriffe weiter. Niemand durfte sich drücken, wenn es darum ging, Brände zu bekämpfen. Drei Burschen, die man für schuldig befand, sich dieser Pflicht entzogen und so die Vernichtung eines großen Warenhauses im Wert von drei Millionen Rubel verursacht zu haben, wurden erschossen.

Das Leben in Moskau wurde schwerer. Wenn es Anfang Juli noch keine wirkliche Verknappung gegeben hatte - besonders Nahrungsmittel und Zigaretten waren reichlich vorhanden, und man konnte sogar hübsch verpackte Schokolade "Made in Riga, Latvian SSR" (Riga war inzwischen schon in deutscher Hand) kaufen -, die Vorräte gingen schnell dahin, und am 15. Juli war die Knappheit an Lebensmitteln schon stark zu spüren. Die Berge von Zigarettenpäckchen, die noch kurz vorher an fast jeder Straßenecke zum Verkauf angeboten wurden, schmolzen.

Am 18. Juli wurde eine durchgreifende Rationierung der Lebensmittel eingeführt, wobei man die Bevölkerung in drei Kategorien einteilte.

"Stalin-Falken" und "böse Muschiks"

Die Kämpfe um Jelnja, südöstlich von Smolensk, die den ganzen August über tobten, gehörten keineswegs zu den großen Schlachten des Krieges. Wenn man erfassen will, welche Bedeutung sie damals für die Moral der Russen hatten, muß man sich schon in jenen furchtbaren Sommer des Jahres 1941 zurückversetzen. Die sowjetische Propaganda und die russischen Zeitungen schätzten die Tragweite dieser Schlacht weit höher ein, als es ihrer wirklichen Bedeutung entsprach. Denn die Rote Armee erkämpfte damals nicht nur ihren ersten Sieg über die Deutschen; zum erstenmal gelang es ihr auch, der Wehrmacht ein - wenn auch kleines - Stück sowjetischen Bodens wieder zu entreißen.

Bis dahin war es ausländischen Korrespondenten verboten, die Front zu besuchen. Doch der Sieg von Jelnja schrie geradezu nach weltweiter Publizität. So wurden sieben oder acht Journalisten zu einer einwöchigen Reise an die Front eingeladen.

Was in meiner Erinnerung am stärksten haften geblieben ist, ist der Eindruck eines traurigen Pathos, der von der ganzen Szenerie ausging. Traurig das Bild der Stadt Wjasma, die dem ständigen Bombenregen der Flugzeuge ausgesetzt war, die von nahe gelegenen deutschen Flugplätzen starteten. Trauriger noch das Los der jungen Flieger. Von ihrem kleinen Feldflugplatz in der Nähe von Wjasma aus hatten sie täglich sieben oder acht Einsätze über den deutschen Linien zu fliegen.

Bei Sonnenuntergang fuhren wir zu einem kleinen Flugplatz außerhalb der Stadt. Hier erlebten wir die "Stalin - Falken" in ihrem Milieu. Als wir ankamen, hörten wir über uns das Dröhnen von Motoren. Obwohl schon die Dunkelheit einfiel, senkte sich noch ein russisches Schlachtflugzeug herab und landete behutsam auf dem Rollfeld. Alles stürzte auf den Piloten zu. Seine Maschine war ein Jagdflugzeug, das man mit Vorrichtungen für den Bombenabwurf ausgestattet hatte.

Nachdem er gelandet war, untersuchte der junge Pilot die hölzernen Tragflächen, die von den Splittern einer deutschen Flakgranate durchlöchert waren. Er hatte seine Bomben auf einen deutschen Flugplatz bei Smolensk abgeworfen und war dabei in ein schweres Abwehrfeuer geraten. Aber er hatte einen Hangar in Brand setzen können und schien mit diesem Resultat seiner Unternehmung recht zufrieden zu sein.

Obwohl er erst etwa zwanzig Jahre alt war, hatte er schon zahlreiche Feindflüge hinter sich. Auf die Frage, wie oft er am Tage fliege, sagte er: "Von hier zu den deutschen Linien - fünf, sechs oder sieben Einsätze am Tag; hin und zurück dauert das nur jeweils ungefähr eine Stunde."

Diese Woche in der Smolenschtschina, der Gegend' von Smolensk, war eine ermutigende, aber auch eine recht tragische Erfahrung. Das war nicht Estland, Lettland, Weißrußland oder die Ukraine, das war uralter russischer Boden, ganz nahe dem Herzen des alten Moskowiter Reichs. Smolensk war bereits in den Händen der Deutschen; die Front verlief 40 bis 50 Kilometer östlich der Stadt.

Eines Tages hatte ich Gelegenheit, mit einem Hauptmann aus Charkow zu sprechen. An der Universität seiner Heimatstadt hatte er Geschichte und Volkswirtschaft studiert. Er hatte an den schweren Kämpfen um Kiew teilgenommen, bis sein Regiment in den Smolensker Abschnitt verlegt worden war. Er war in schlechter Stimmung, "Es hat keinen Sinn, sich vorzumachen, daß alles in Ordnung sei", sagte er. "Das ist ein erbitterter Krieg. Und Sie können sich nicht vorstellen, welchen Haß die Deutschen in unserem Volk geweckt haben. Wir sind ein gutmütiges Volk, wie Sie wissen. Alles andere als fanatisch. Aber glauben Sie mir, die Deutschen haben dieses Volk in böse Muschiks verwandelt. Slije muschiki - das ist es, was wir jetzt in der Roten Armee haben, Männer, die nach Rache dürsten. Wir Offiziere haben manchmal alle Mühe, unsere Soldaten davon abzuhalten, die deutschen Gefangenen umzubringen. Ich weiß, daß sie es gern täten, besonders, wenn sie diese anmaßenden, fanatischen Nazi -Schweine sehen Ich habe niemals vorher einen solchen Haß erlebt. Das ist natürlich auch kein Wunder, wenn man an die Dörfer und Städte dort drüben denkt" - er deutete auf den roten Sonnenuntergang über Smolensk -, "wenn man sich vorstellt, was für Qualen und Erniedrigungen diese Leute dort erdulden müssen." Fast krankhafter Haß flackerte in seinen Augen. "Und ich kann mir nicht helfen, ich muß immer an meine Frau und an meine zehnjährige Tochter in Charkow denken." Er schwieg eine Weile und versuchte, sich wieder in die Gewalt zu bekommen, während er mit dem Finger auf sein Knie trommelte. "Natürlich", sagte er schließlich, "darf man die Partisanen nicht vergessen; für Tausende dort drüben bedeutet es wenigstens eine persönliche Genugtuung. Sie ziehen in die Wälder in der Hoffnung, eines Tages einen Deutschen umbringen zu können. Oft grenzt das an Selbstmord. Sie wissen, daß sie früher oder später festgenommen werden und dann all die bestialischen Grausamkeiten erleiden müssen, zu denen die Deutschen fähig sind..."

Kriegsgefangen in der Ukraine

Mittlerweile hatte sich Hitler entschlossen, seinen Hauptschlag nicht an der Moskauer Front, sondern in der Ukraine zu führen. Besonders starke Verbände schickte er in Richtung Ukraine, die er zusammen mit der Krim innerhalb weniger Wochen zu überrennen gedachte.

Nach deutschen Angaben machte die Wehrmacht bei der Kesselschlacht von Kiew nicht weniger als 665 000 Gefangene. Der "Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjet-Union" zufolge standen jedoch vor Beginn der Kiewer Operation nur 677 085 Mann in der Südwestfront. Davon konnten insgesamt 150 541 Mann sich der Einschließung entziehen.

Die Verbände, die eingekesselt waren, kämpften fast den ganzen September hindurch weiter und erlitten dabei schwere Verluste. Daraus werde klar, daß die Zahl der in Gefangenschaft geratenen Soldaten und Offiziere nicht mehr als ein Drittel der ursprünglichen Stärke der eingeschlossenen Verbände betragen haben könne. Das würde bedeuten, daß die Zahl der von den Deutschen gemachten Kriegsgefangenen bei 175 000 gelegen hätte.

Vermutlich liegt die Wahrheit in der Mitte zwischen den deutschen und sowjetischen Angaben.

Ob die Deutschen bei Kiew 175 000 oder 400 000 oder 600 000 Gefangene machten - in jedem Fall verbirgt sich hinter diesen Zahlen unermeßliches Leid. Den ganzen Krieg hindurch und viele Jahre danach schwieg man darüber. Gewiß gab Molotow von Zeit zu Zeit lange Noten über die Mißhandlung russischer Kriegsgefangener oder über die von Deutschen in den besetzten sowjetischen Gebieten begangenen Grausamkeiten heraus. Aber das waren plumpe Dokumente, in denen die Schreckensbilder in so blutigen Farben gemalt waren, daß man davon nicht nur im Westen, sondern sogar in den Jahren 1941 bis 1943 in Rußland höchstens die Hälfte glaubte. Was aber war mit den Russen geschehen, die man als Kriegsgefangene oder als Fremdarbeiter nach Deutschland entführte?

Sogar noch lange Zeit nach dem Krieg hörte man nicht viel über diejenigen, die schon in den ersten Tagen des Krieges gefangengenommen worden waren; diese Unglücklichen schienen geradezu geächtet zu sein. Die Tragödie der russischen Gefangenen wurde erst lange nach dem Krieg offen erörtert. Bei weitem die anschaulichste Darstellung dessen, was es bedeutete, im Kiewer Kessel gefangengenommen worden zu sein, wurde zwanzig Jahre danach, im Januar 1963, in Form einer Kurzgeschichte in der Zeitschrift "Nowy Mir" veröffentlicht. Zwar war es eine Erzählung, aber diese Geschichte eines Überlebenden klingt wahr.

Auf den dreißig Seiten seiner Novelle "Durch die Nacht" erzählt Leonid Wolynski die Geschichte deutscher Gefangenschaft. Die Erzählung beginnt am 17. September in einer ukrainischen Ortschaft, als sich eben der deutsche Ring um die Russen schloß.

In dieser Nacht des 17. September wanderte der Held der Erzählung eine Straße entlang; dort standen brennend zwei- oder dreitausend Lastwagen und andere Kraftfahrzeuge, die man nicht den Deutschen in die Hände fallen lassen wollte.

Am folgenden Morgen bemerkten der Erzähler und drei andere Soldaten, wie sich deutsche Panzer näherten, und sie versteckten sich in einer überwachsenen Schlucht. Die Deutschen entdeckten sie und feuerten mit ihren Maschinengewehren auf den Boden der Schlucht. Ein Mann fiel, die anderen drei ergaben sich.

Ein deutscher Soldat, der auf den ersten Blick freundlich und anständig aussah, gab ihnen ein paar Ohrfeigen und befahl ihnen, sie sollten die Taschen leeren. Dicht gefolgt von einem Panzer, mußten sie bis zu einer Ortschaft mit dem Namen Kowali laufen. Als es Abend war, hatte man dort ungefähr zehntausend Gefangene zusammengetrieben.

Am nächsten Morgen kamen etwa fünfzehn SS-Männer mit weißen Totenköpfen an den Mützen, die "Kommissare, Kommunisten und Juden" mußten vortreten; es waren etwa 300. Sie mußten den Oberkörper entblößen und sich in einer Linie aufstellen. Dann schrie der Dolmetscher, ein junger Mann mit einem stark galizischen Akzent, daß sich noch manche verborgen haben müßten und daß jeder, der einen Kommunisten, Kommissar oder Juden melde, dessen Kleider und übrige Habe bekomme.

"Unter zehntausend Männern wird man immer ein oder zwei Dutzend solcher Leute finden; das ist vielleicht kein hoher Prozentsatz, aber es gibt ihn. Solche Leute gibt es und wird es immer geben." 400 wurden schließlich erschossen. Jeweils zehn wurden weggeführt und mußten sich ihre Gräber schaufeln.

Sie alle starben schweigend, mit Ausnahme eines Mannes, der herzerweichend schrie, während er sich an die Füße der SS-Männer krallte: "Tötet mich doch nicht! Meine Mutter ist eine Ukrainerin." Einer der SS-Männer trat ihm ins Gesicht, und man schleppte ihn zum Erschießungsplatz, während seine nackten Füße durch den Staub schleiften.

Die übrigen Kriegsgefangenen marschierten zunächst in ein Lager, dann in ein anderes, und die Soldaten - "anständig aussehende, ordentliche Kerle, vielleicht deutsche Arbeiter" - schossen sofort auf jeden, der zurückblieb oder am Straßenrand zusammenbrach. Hunger, Kälte und Erniedrigung taten das Ihre.

Die Evakuierung der Industrie

Die Verlagerung der durch den deutschen Angriff bedrohten Industrie war vom ersten Augenblick des Krieges an eine der Hauptsorgen der sowjetischen Regierung. In den allerersten Tagen gingen bereits zwei wichtige Industriezentren verloren: Riga und Minsk. Im übrigen aber gab es in Litauen, dem Rest Lettlands, Weißrußland und der West-Ukraine keine industriellen Objekte von überragender Bedeutung. Die großen Industriegebiete des europäischen Teils der Sowjet -Union, die durch das deutsche Heer oder die Luftangriffe gefährdet waren, lagen in der Mittel- und West-Ukraine und vor allem in Moskau und Leningrad.

Ob die Sowjetregierung nun schon im Anfangsstadium des Krieges glaubte, daß die Deutschen Leningrad, Moskau, Charkow oder das Donezbecken erreichen würden - auf jeden Fall entschied sie ganz richtig, daß man es nicht darauf ankommen lassen durfte. Die Verlegung aller wesentlichen Industrien und besonders der Kriegsindustrie nach dem Osten wurde zu einem festen Prinzip ihrer Politik. Moskau wußte von Anbeginn an, daß dies eine Frage von Leben oder Tod sein würde, falls es den Deutschen gelänge, weitere Teile des europäischen Rußland zu überrennen.

Diese mit großen Anstrengungen aller Beteiligten verbundene Verpflanzung der Industrie in der zweiten Hälfte des Jahres 1941 und Anfang des Jahres 1942 gehört zu den erstaunlichsten organisatorischen Leistungen der Sowjets.

Die phantastische Verlagerung von Industrien und Menschen nach dem Osten ging nicht ohne beträchtliche Schwierigkeiten vonstatten. An verschiedenen großen Eisenbahnknotenpunkten, wie etwa Tscheljabinsk, gab es unübersehbare Stauungen, und die Evakuierten waren im Spätherbst und Winter auf ihrem Weg nach dem Ural, nach Sibirien und Kasachstan fürchterlichen Strapazen ausgesetzt.

Insgesamt wurden zwischen Juli und November 1941 nicht weniger als 1523 industrielle Unternehmen, darunter 1360 große Anlagen der Kriegsindustrie, nach Osten verlegt - 226 ins Wolgagebiet, 667 in den Ural, 244 nach West -Sibirien, 78 nach Ost-Sibirien, 308 nach Kasachstan und Zentralasien. Die "Evakuierungsfracht" belief sich auf eine Gesamtsumme von eineinhalb Millionen Waggonladungen.

Die Verpflanzung der Industrie nach dem Osten auf dem Höhepunkt des deutschen Angriffs im Jahre 1941 ist eine einzigartige Leistung. Aber es wäre naiv anzunehmen, daß alle industriellen Anlagen von Bedeutung entweder rechtzeitig evakuiert oder entsprechend Stalins Politik der "Verbrannten Erde", die am 3. Juli befohlen wurde, zerstört worden wären.

Nach dem Krieg wurde sowjetischerseits offiziell behauptet, daß die Deutschen nicht nur 6 Millionen Häuser zerstört (wodurch 25 Millionen Menschen obdachlos wurden), 7 Millionen Pferde, 17 Millionen Stück Vieh und 20 Millionen Schweine geschlachtet oder abtransportiert hätten, sondern daß sie und ihre Alliierten auch 31 850 Industrie-Unternehmen, in denen vor dem Krieg etwa vier Millionen Menschen beschäftigt waren, zerstört. 239 000 Elektromotoren und 175 000 Werkzeugmaschinen entweder vernichtet oder nach Westen geschafft hätten.

Ich hatte während des Krieges Gelegenheit, mit vielen Arbeitern zu sprechen, mit Männern und Frauen, die im schweren Sommer oder in den frühen Wintermonaten des Jahres 1941 in den Ural oder nach Sibirien geschickt worden waren. Die Geschichte der Verlegung ganzer Industrien, denen Millionen von Menschen in den Osten folgen mußten, war vor allem die Geschichte fast unglaublicher menschlicher Ausdauer.

An den meisten Orten waren die Lebensbedingungen erschreckend; an vielen Plätzen waren Nahrungsmittel knapp. Man arbeitete zwölf, 13, manchmal 14 oder 15 Stunden am Tag.

Was die Presse darüber berichtete, war nur wenig oder gar nicht übertrieben. So berichtete beispielsweise die "Prawda" vom 18. September 1942 aus Swerdlowsk, wo innerhalb von vierzehn Tagen zwei riesige Gebäude errichtet wurden, die eine von der Ukraine evakuierte Fabrik aufzunehmen hatten:

"Es war bereits Winter, als Swerdlowsk die Anweisung des Genossen Stalin erhielt, für eine aus dem Süden evakuierte Fabrik zwei Gebäude zu errichten. Die Züge mit den Maschinen und den Arbeitern waren unterwegs. Die Rüstungsfabrik hatte in ihrem neuen Heim die Produktion aufzunehmen - und zwar in nicht mehr als zwei Wochen. Vierzehn Tage, und keine Stunde mehr!

"Damals erschienen die Leute des Urals mit Schaufeln, Eisenstangen und Spitzhacken: Studenten, Büroangestellte, Buchhalter, Kaufleute, Hausfrauen, Künstler, Lehrer. Die Erde war wie Stein, hartgefroren von unserem strengen sibirischen Frost. Äxte und Spitzhacken konnten den steinernen Boden nicht aufbrechen.

"Im Lichte von Bogenlampen versuchten die Leute jede Nacht, dem hartgefrorenen Boden beizukommen. Sie sprengten die Steine und die gefrorene Erde und legten die Fundamente... Ihre Füße und Hände waren vom Frost geschwollen, aber sie blieben an der Arbeit. Über die Karten und Pläne, die auf den Pappkisten ausgebreitet lagen, fegte der Schneesturm. Hunderte von Lastwagen rollten unentwegt mit Baumaterial heran.

"Am zwölften Tag zogen die Maschinen, eisüberzogen, in die neuen Gebäude mit ihren Glasdächern ein Feuer wurde angezündet, um die Maschinen vom Eis zu befreien ... Zwei Tage später nahm die Fabrik die Produktion auf."

Die Schlacht um Moskau beginnt

Die ersten Monate des Krieges waren für die Offiziere der Roten Armee eine hervorragende Schule gewesen. Vor allem diejenigen unter ihnen, die sich in den Operationen vom Juni bis zum Oktober 1941 ausgezeichnet hatten; bildeten später eine brillante Garnitur von Generalen und Marschällen.

Hervorragende Leistungen an der Front waren jetzt für Stalin das Kriterium, wenn er Spitzenstellungen in den Streitkräften zu besetzen hatte. Die Schlachten des Sommers und des Herbstes hatten eine neuerliche "Säuberung" der Armee, freilich eine ganz andere als die der Jahre 1937/38, bewirkt. Man fand sich jetzt nicht mehr mit Unfähigkeit und Inkompetenz ab. Es war die eigentliche und bezeichnende Stärke des sowjetischen Oberkommandos, daß es die entscheidenden Stellen mit jenen hochqualifizierten Kommandeuren besetzte, die allein in der Lage waren, die Rote Armee aus der totalen Katastrophe wieder herauszuführen.

Die "Stawka", das Hauptquartier des sowjetischen Oberkommandos, war am 23. Juni errichtet worden. Das Staatliche Verteidigungskomitee, bestehend aus Stalin, Molotow, Woroschilow, Malenkow und Berija, wurde ein paar Tage später geschaffen.

Am 10. Juli avancierte die "Stawka" des Oberkommandos zur "Stawka des Obersten Kommandos". Mitglieder waren Stalin, Molotow, Woroschilow, Budjonny und Schaposchnikow mit General Schukow als Stabschef. Am 19. Juli wurde Stalin Verteidigungskommissar und am 7. August Oberbefehlshaber.

Das Staatliche Verteidigungskomitee war für die militärische Kriegführung und die "schnelle Mobilisierung aller Hilfsquellen des Landes" verantwortlich. Es traf sofort einige wichtige Entscheidungen:

- Das Kommandosystem

wurde bis zu einem gewissen Grad dadurch dezentralisiert, daß die riesige Front in drei Sektoren aufgeteilt wurde: Woroschilow wurde der "Nordwestabschnitt", Timoschenko der "Westabschnitt" und Budjonny der "Südwestabschnitt" übertragen. Schdanow, Bulganin und Chruschtschow waren in den einzelnen Abschnitten die Chefs der sogenannten Kriegsräte.

- Ende Juni 1941 wurde beschlossen, die Mitglieder der Partei und des Jugendverbandes Komsomol als "politische Soldaten" der Armee einzugliedern. Die einzelnen Parteikomitees hatten binnen drei Tagen jeweils zwischen 500 und 5000 Kommunisten zu mobilisieren.

- Eine weitere Maßnahme war die Errichtung der "opoltschenije", der Arbeiterbataillone in Städten wie Moskau, Leningrad, Kiew und anderen Industriezentren. Diese Heimwehreinheiten wurden weitgehend dazu benützt, Lächer in der Front aufzufüllen.

- Eine andere wichtige Anordnung,

die Ende Juni erlassen wurde, betraf die Führung des Partisanenkriegs im Rücken des Feindes; obwohl es sich hier um eine im Prinzip wichtige Angelegenheit handelte, entwickelten sich nennenswerte Partisanenaktionen hinter den deutschen Linien erst wesentlich später.

- Am 16. Juli wurde das Kommissarsystem in der Armee wiedereingeführt.

Die Kommissare, "Repräsentanten der Partei und der Regierung in der Roten Armee", hatten auf die Moral der Offiziere und Soldaten zu achten und zusammen mit den Kommandeuren die Verantwortung für die Führung der Einheiten in der Schlacht zu tragen. Sie hatten dem Oberkommando jeden Fall von "Unwürdigkeit" im Offizierkorps oder beim politischen Personal zu melden.

Ob es wirklich notwendig war, dem Offizier einen "Einpeitscher" zur Seite zu stellen oder nicht - es war jedenfalls noch viel weniger nötig, die "rückwärtigen Sicherheitsverbände" zu unterhalten, deren Aufgabe es war, mit ihren Maschinengewehren die Armee-Einheiten am unerlaubten Rückzug zu hindern und jede Panik im Keim zu ersticken. Die ursprüngliche Befürchtung, daß die Einheiten der Roten Armee nicht kämpfen würden, wurde durch die Beispiele harten und erbitterten Widerstands der sowjetischen Truppen gegen die Deutschen bald zerstreut. Tatsächlich sollten sich die Militärkommissare als eine ständige Quelle von Mißliebigkeiten erweisen; im Herbst 1942 wurden sie von neuem abgeschafft.

Die Rolle des NKWD bei den eigentlichen militärischen Operationen ist weitgehend in Dunkel gehüllt.

Immerhin weiß man, daß nicht nur die Grenzsicherungstruppen, die als erste den deutschen Angriff zu spüren bekamen, dem NKWD unterstanden, sondern daß NKWD-Truppen auch als Fronteinheiten kämpften, etwa im Juni/ Juli 1942 bei Woronesch, wo sie mithalfen, einen gefährlichen deutschen Durchbruch zu verhindern. Allerdings hatte die "Zusammenarbeit" zwischen dem NKWD und der Roten Armee auch äußerst düstere Seiten.

Nicht nur russische Gefangene, denen es gelungen war, den Deutschen wieder zu entkommen, sondern auch ganze Armee-Einheiten, die, wie es 1941 oft geschah, aus der deutschen Einkreisung ausgebrochen waren, wurden den schärfsten Untersuchungen durch den "Osoby Otdjel", die "Sonderabteilung" des NKWD, unterzogen. In Simonows Roman "Die Lebenden und die Toten" wird eine besonders tragische Episode erzählt, die sich tatsächlich ereignet hat:

Eine größere Zahl von Soldaten und Offizieren hatte nach wochenlangen Kämpfen die deutsche Einkreisung durchbrechen können. Sie wurden vom NKWD entwapnet. In diesem Augenblick aber begann der deutsche Angriff gegen Moskau, und als man die waffenlosen Soldaten zu einer NKWD-Untersuchungsbehörde brachte, wurden sie von den Deutschen gefangen und getötet, ohne daß sie Widerstand leisten konnten.

Im übrigen aber mischte sich das NKWD weniger als früher in die Angelegenheiten der Armee ein. Die Offiziere wurden nach wie vor durch das NKWD überwacht. Aber die Grenzen zwischen den politischen und den militärischen Elementen in der Armee verwischten sich, und Stalin selbst förderte diesen Prozeß.

Was er auch in der Vergangenheit getan hatte, wie er auch versucht hatte, durch "Säuberungen" und ständige politische Einmischung den Einfluß der Armee zu schwächen - er hatte die Lehren aus den Ereignissen des Jahres 1941 gezogen.

Die Befugnisse der NKWD-Funktionäre wurden rigoros eingeschränkt. Stalins vaterländisch-nationalistisches Konzept, das mit dem Schlagwort "1812" operierte, kam überall in der Armee gut an.

Alle militärischen Talente - in den ersten Schlachten des Krieges, in einigen Fällen schon vorher im Fernen Osten entdeckt und erprobt - wurden herangezogen, alle verfügbaren Reserven wurden in die Schlacht geworfen, darunter auch Eingreifdivisionen aus Zentralasien und dem Fernen Osten, die man dank dem 1939 mit den Japanern geschlossenen Nichtangriffspakt jetzt hatte abziehen können.

Welche Vorbehalte die Generale auch gehabt haben mögen - Stalin war derjenige, hinter dem sich im Oktober und November 1941 alles zusammenschloß. Es gab keine Alternative. Die Deutschen standen am Stadtrand Leningrads, stießen durch das Donezbecken auf Rostow vor und traten am 30. September zur "letzten Offensive" gegen Moskau an.

Grob gesprochen, läßt sich die Schlacht um Moskau in drei Phasen gliedern: die erste deutsche Offensive vom 30. September bis Ende Oktober; die zweite deutsche Offensive vom 17. November, bis 5. Dezember; die russische Gegenoffensive, die am 6. Dezember begann und erst im Frühjahr 1942 auslief.

Am 6. Oktober marschierten deutsche Panzereinheiten, nachdem sie die Verteidigungslinie Rschew-Wjasma durchstoßen hatten, auf die befestigte Linie von Moschaisk; etwa 80 Kilometer westlich Moskau, zu. Diese Befestigungsanlagen waren während des Sommers improvisiert worden.

Die Situation war äußerst bedrohlich. Eine zusammenhängende Front bestand nicht mehr. Die deutsche Luftwaffe beherrschte den Luftraum. Deutsche Panzerverbände stießen weit ins russische Hinterland vor und zwingen so die Einheiten der Roten Armee, sich auf neue Positionen zurückzuziehen, um der Einschließung zu entgehen. Zusammen mit der Armee fluteten Tausende russischer Zivilisten nach Osten; Vieh und Kraftfahrzeuge verstopften die Straßen und erschwerten so die Truppenbewegungen.

Trotz des harten Widerstandes, den die Russen überall leisteten, waren die Deutschen dabei, Moskau von allen Seiten einzuschließen. Zwei Tage nach dem Fall Kalinins erreichte die Panik in der Hauptstadt ihren Höhepunkt. Das war am 16. Oktober. An diesem Tag lief das Gerücht um, daß am Morgen zwei deutsche Panzer in Chimki, einer nördlichen Vorstadt Moskaus, aufgetaucht seien, wo man sie allerdings sofort abgeschossen habe. Was geschah an jenem 16. Oktober?

Die Moskauer brauchten einige Tage, bis sie begriffen hatten, wie gefährlich die neue deutsche Offensive war. In den letzten Tagen des September und in den ersten Oktobertagen hatte sich alle Aufmerksamkeit auf die deutsche Großoffensive in der Ukraine gerichtet, auf die Nachrichten über den Durchbruch zur Krim.

Erst am 4. oder 5. Oktober wurde man sich der Tatsache bewußt, daß eine Offensive gegen Moskau begonnen hatte, ohne freilich bereits auch ihren Umfang erkannt zu haben.

Die Nachrichten, die in der Nacht des 7. Oktober eintrafen, waren noch schlimmer. Zum erstenmal wurde offiziell zugegeben, daß "im Raum Wjasma schwere Kämpfe" im Gang seien.

Während sich "Prawda" und "Iswestija" alle Mühe gaben, jeden alarmierenden Beiklang in ihren Berichten zu vermeiden, zeigte sich die Armeezeitung "Roter Stern" äußerst beunruhigt. Sie konstatierte, daß die "Existenz des sowjetischen Staats in direkter Gefahr" sei und daß jeder Angehörige der Roten Armee auszuhalten und "bis zum letzten Blutstropfen" zu kämpfen habe.

Am 9. schlug die "Prawda" Alarm. Sie warnte die Bevölkerung Moskaus vor "Sorglosigkeit und Selbstzufriedenheit" und rief sie auf, "alle Kräfte zu mobilisieren um die Offensive abzuwehren". Am darauffolgenden Tag forderte sie allergrößte "Wachsamkeit" angesichts der Tatsache, daß der Feind mit Hilfe eines weitgespannten Netzes von Agenten, Spionen und Provokateuren das Hinterland zu desorganisieren und Panik zu erzeugen versuche.

Am 12. Oktober sprach die Parteizeitung von der "schrecklichen Gefahr", die dem Lande drohe.

Am 13. Oktober wurde die Lage in der Hauptstadt kritisch. Starke deutsche Verbände - durch die Kämpfe bei Wjasma über eine Woche lang aufgehalten - waren jetzt für den Angriff auf Moskau verfügbar.

Am 12. Oktober beschloß das Staatliche Verteidigungskomitee, einen Aufruf an die Bevölkerung Moskaus zu richten, etwas außerhalb der Hauptstadt eine erste, unmittelbar an der Stadtgrenze eine zweite Verteidigungslinie und entlang dem äußeren und dem inneren Ring der Boulevards in der Stadt selbst zusätzliche Verteidigungslinien aufzubauen.

Die Moskauer Parteiorganisation nahm eine Resolution an, in der "eiserne Disziplin und erbarmungsloses Einschreiten auch gegen die leiseste Bekundung von Panik sowie gegen Feiglinge, Deserteure und Gerüchtemacher" gefordert und in der befohlen wurde, jeder Moskauer Distrikt habe in zwei bis drei Tagen ein Freiwilligen-Bataillon aufzustellen.

Diese Einheiten wurden später als "Kommunistische Brigaden" bekannt. Sie spielten bei der Verteidigung Moskaus eine ähnliche Rolle wie die Volkwehrrégimenter: Unter äußerst schweren Verlusten hatten sie die "Löcher" in der Front zu stopfen. Innerhalb von drei Tagen waren 12 000 solcher Freiwilliger erfaßt. Nur die wenigsten hatten militärische Ausbildung genossen oder besaßen gar Kriegserfahrung.

Rokossowski warf die letzten Reserven in die Schlacht, darunter kaum ausgebildete Volkwehreinheiten und Truppen aus Sibirien, die eben erst aus den Zügen gestiegen waren. Es gibt zahllose Berichte über Soldaten und Volkwehrmänner, die deutsche Panzer mit Handgranaten und Molotow-Cocktails angriffen.

Viele Leute - kleine, mittlere und große Parteifunktionäre - waren besessen von der Furcht, sich plötzlich unter deutscher Besatzung wiederzufinden. Sie flohen mit regulären Pässen oder mit Ausweisen, die sie sich beschafften, oft aber auch ohne jede Legitimation, nach Osten - genau so, wie die Bewohner von Paris im Jahre 1940 nach dem Süden geflüchtet waren, als sich die Deutschen der Stadt näherten.

Einer meiner Berichte stammt von einem führenden weiblichen Mitglied des Komsomol. Es war ein bemerkenswertes Mädchen von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, Olga Saposchnikowa; sie arbeitete in der berühmten Trechgorka-Baumwollspinnerei und entstammte einer regelrechten Dynastie Moskauer Baumwollweber.

Die Geschichte, die sie mir am 19. September 1942 erzählte, unterscheidet sich in mancher Hinsicht von den Darstellungen, die heute gegeben werden. Sie gab zu, daß sogar die Härtesten und Entschlossensten in Moskau sich unsicher fühlten und nicht wußten, ob man die Stadt werde retten können:

"Das waren schlimme Tage. Es begann um den Zwölften herum. Wie die meisten Mädchen in der Fabrik wurde ich angewiesen, in die Arbeitsfront einzutreten. Man brachte uns einige Kilometer aus Moskau hinaus. Dort waren schon viele andere, und man sagte uns, wir sollten Gräben ausheben. Wir waren alle ganz ruhig, aber verstört und konnten es immer noch nicht fassen.

"Bereits am ersten Tag beschoß uns ein Fritz (Tiefflieger), der genau auf uns herabstieß. Elf Mädchen wurden getötet und vier verwundet. Den ganzen Tag und auch den nächsten arbeiteten wir. Glücklicherweise kamen keine Deutschen mehr. Aber ich machte mir Sorgen wegen meiner Eltern, um die sich niemand kümmerte. Beide arbeiteten in der Trechgorka-Fabrik...

"Ich erklärte das unserem Kommissar, und er ließ mich nach Moskau zurückgehen. Sie waren seltsam, diese Nächte in Moskau. Man hörte ganz deutlich das Donnern der Geschütze. Am Sechzehnten, als die Deutschen durchgebrochen waren, ging ich zur Fabrik. Es wurde mir ganz kalt ums Herz, als ich sah, daß sie geschlossen war. Mehrere Direktoren waren geflohen. Aber Dundukow war da, ein sehr guter Mann, der niemals den Kopf verlor.

"Er gab uns eine Menge Lebensmittel: Mir gab er 125 Pfund Korn und 17 Pfund Butter und eine Menge Zucker, damit sie nicht in die Hände der Deutschen fielen.

"Für mich als Komsomolzin - und als einer recht bekannten Komsomolzin - war es nicht sehr gut, in Moskau zu bleiben. Die Leute in der Fabrik meinten, ich könnte Vater und Mutter nach Tscheljabinsk bringen, aber was auch immer mit den alten Leuten geschehen sollte, es gab nur eines, was ich tun konnte, und das war, der Roten Armee zu folgen. Eine ganze Masse Leute hatten Moskau bereits verlassen.

"Ich ging und sprach mit Mutter. Sie wollte von Tscheljabinsk nichts hören. 'Nein', sagte sie, 'Gott wird uns hier beschützen, und Moskau wird nicht fallen.' Abends ging ich mit Mutter in den Keller. Man hatte das Gefühl in dieser Nacht, daß auf der Straße jeden Augenblick die Deutschen dahermarschieren würden. Krasnaja Presnja war der Stadtteil, durch den sie nach Moskau hereinkommen würden. Es fuhren keine Züge mehr, mit denen wir hätten abreisen können. Und was sollte dann mit Vater geschehen? Drei oder vier Kilometer hätte er vielleicht laufen können, aber nicht mehr...

"Aber sie kamen nicht in dieser Nacht. In der Fabrik war am nächsten Morgen alles vermint; man hätte nur auf den Knopf zu drücken brauchen, und alles wäre in die Luft geflogen. Da kam eine telephonische Botschaft von Pronin, dem Vorsitzenden des Moskauer Sowjets: 'Nichts darf gesprengt werden!'

"An diesem Tag wurde auch bekannt, daß Stalin in Moskau sei. Das gab der Moral enormen Auftrieb, denn nun schien es sicher, daß Moskau nicht aufgegeben würde. Aus den nördlichen Vororten wurden die Menschen ins Zentrum gebracht. Immer wieder gab es Fliegeralarm, und immer wieder fielen Bomben. Aber am Zwanzigsten wurde die Fabrik wieder aufgemacht."

Tatsächlich hatte Schtscherbakow am 17. Oktober über den Rundfunk mitgeteilt, daß Stalin in Moskau sei. Zwei Tage später wurde in der Hauptstadt der Belagerungszustand proklamiert. Diese Maßnahme hatte ihren Grund zum Teil in den Plünderungen, die auf dem Höhepunkt der Panik stattgefunden hatten. Nunmehr wurde, wer "Gesetz und Ordnung verletzt", vor ein Sondergericht gestellt; Spione, Diversanten und Provokateure wurden auf der Stelle erschossen. Die Aufrechterhaltung der Ordnung innerhalb der Stadt oblag dem Stadtkommandanten und seinen NKWD-Einheiten. Diese Verbände hatten auch zusammen mit regulären Armeeverbänden die Verteidigungslinien innerhalb und direkt außerhalb Moskaus zu besetzen.

Bis Ende Oktober waren mehr als zwei Millionen Menschen offiziell aus Moskau evakuiert worden. Außerdem hatten Zehntausende von sich aus die Stadt verlassen.

Wer in Moskau geblieben war, war später stolz darauf, nicht den Kopf verloren zu haben. Sie erinnerten sich gern an die "heroische Stimmung", die in der zweiten Oktoberhälfte und im November im halbleeren Moskau herrschte, während nicht weit entfernt die Schlacht tobte und die Front immer näher rückte.

Stalin und das heilige Rußland

In den ersten neunzehn Tagen ihrer Offensive waren die Deutschen bei Naro Fominsk auf 80 Kilometer an Moskau herangekommen. Im Raum Wolokolamsk waren sie der Hauptstadt noch näher. Doch der sowjetische Widerstand versteifte sich, und um den 18. Oktober brachten russische Gegenangriffe den deutschen Vormarsch zum Stehen. Die Verluste waren auf beiden Seiten außerordentlich hoch.

Am Abend des 6. November feierte Moskau den 24. Jahrestag der Revolution: eine Woche, nachdem die erste deutsche Offensive gegen Moskau zum Stillstand gekommen war, und zehn Tage, bevor die zweite Offensive begann. Die Deutschen standen schon 60 bis 70 Kilometer vor der Stadt; an einigen Punkten waren sie sogar noch weiter vorgedrungen. Moskau machte den Eindruck einer belagerten Stadt. Zehntausende von Verwundeten lagen in den Lazaretten, und jeden Tag strömten von neuem Tausende herein.

Die am Vorabend der Revolutionsfeiern übliche Versammlung wurde in der großen, geschmückten Halle der U - Bahn-Station "Majakowski" abgehalten. Hunderte von Delegierten des Moskauer Stadtsowjets, verschiedener Parteiorganisationen und der Gewerkschaften sowie Vertreter der Streitkräfte waren anwesend.

Stalin sagte: "Nach vier Monaten Krieg haben wir 350 000 Tote, 378 000 Vermißte und 1 020 000 Verwundete zu beklagen. Die Verluste der Gegner im selben Zeitraum betragen mehr als viereinhalb Millionen Tote, Verwundete und Gefangene. Es gibt keinen Zweifel, daß Deutschland, dessen Menschenreserven sich erschöpfen, viel geschwächer ist als die Sowjet-Union, deren Reserven sich erst jetzt voll entfalten."

Hitlers Regime, fuhr Stalin fort, nenne sich zwar nationalsozialistisch, es sei aber weder national noch sozialistisch. Die Nazis seien Imperialisten der übelsten Sorte, entschlossen, die slawischen Völker zu vernichten oder zu versklaven. Dann richtete Stalin seinen Appell an den Nationalstolz seiner Landsleute:

"Und dieses Volk ohne Ehre und Gewissen, dieses Volk mit der Moral wilder Tiere, ist es, das die Stirn hat, die Auslöschung der - großen russischen Nation zu verlangen, der Nation Plechanows und Lenins, Belinskis und Tschernyschewskis, Puschkins und Tolstois, Gorkis und Tschechows, Glinkas und Tschaikowskis, Setschenows und Pawlows, Suworows und Kutusows!

"Die deutschen Eindringlinge wollen einen Vernichtungskrieg gegen die Völker der Sowjet-Union. Nun gut! Wenn sie einen Vernichtungskrieg wollen, werden sie ihn haben! Unsere Aufgabe wird es jetzt sein, bis zum letzten Mann alle Deutschen zu vernichten, die gekommen sind, unser Land zu besetzen. Kein Erbarmen für die deutschen Eindringlinge! Tod den deutschen Eindringlingen!"

Stalin schloß mit der üblichen Formel: "Es lebe unsere Rote Armee und unsere Rote Flotte! Es lebe unser glorreiches Land! Unsere Sache ist gerecht. Der Sieg wird unser sein!"

Noch dramatischer war die Fassung, in der Stalin seine Rede am folgenden Morgen vor den Streitkräften hielt. Während Kanonendonner zu hören war, während russische Jagdflugzeuge über der Stadt patrouillierten, sprach Stalin an diesem kalten, grauen Novembermorgen auf dem Roten Platz vor den Truppenverbänden, von denen manche eben erst von der Front gekommen waren.

"Genossen! Wir begehen den 24. Jahrestag der Oktober-Revolution unter sehr harten Bedingungen. Der Feind steht vor den Toren Moskaus und Leningrads. Aber trotz zeitweiliger Rückschläge haben unsere Armee und unsere Flotte die feindlichen Angriffe auf der ganzen Front heldenmütig abgewehrt."

Rußland habe schon schlimmere Prüfungen bestanden. Und: "Zweifelt irgend jemand daran, daß wir die deutschen Eindringlinge schlagen können und schlagen werden? Der Feind ist nicht so stark, wie gewisse furchtsame kleine Intellektuelle glauben. In Wirklichkeit geht Deutschland der Katastrophe entgegen."

Nachdem er wiederum erwähnt hatte, daß die Deutschen in den vergangenen vier Monaten viereinhalb Millionen Soldaten verloren hätten, erklärte Stalin:

"Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß Deutschland diese Belastungen nicht mehr lange aushalten wird. In ein paar Monaten, vielleicht in einem halben, vielleicht in einem Jahr wird das Deutschland Hitlers unter dem Gewicht seiner eigenen Missetaten zerbrechen."

Wieder beschwor Stalin die großen Ahnen, die Großen der russischen Kultur. Es war ein Appell an das Nationalgefühl der Russen.

In Rußland hinterließen diese beiden Reden den tiefsten Eindruck bei Armee und Arbeiterschaft. Die Glorifizierung Rußlands berührte das Volk ungemein, selbst wenn sie einigen marxistisch-leninistischen Puristen gegen den Strich gehen mußte. Stalins Nationalismus hatte über Trotzki's Internationalismus triumphiert. Stalin präsentierte sich dem Volk als ein Staatsmann, der das Werk Alexander Newskis, Iwans des Schrecklichen und Peters des Großen fortführte.

(Dies übernahm ich in das Lederfotoalbum 14).

Tschechien

Kirchenbücher, die etwa vor dem Jahre 1900 angelegt wurden, befinden sich in Tschechien in den Staatsarchiven.

Archiv zuständig für den Raum Trautenau

Státní oblastní archiv v Zámrsku (Staatliches Gebietsarchiv Zámrsk)

CZ-56543 Zámrsk

Zámek

Tel.: 00420/ 465 503 122, 00420/ 465 503 135

Fax: 00420/ 465 503 117

e-mail: podatelna@archivzamrsk.cz

<http://www.archivzamrsk.cz>

<http://www.vychodoceskearchivy.cz>

Öffnungszeiten: Montag, Mittwoch 8-17 Uhr; Dienstag, Donnerstag 8-15 Uhr, Freitag geschlossen.

Viele wertvolle Links und Informationen zur Familienforschung im Sudetenland findet man unter <http://www.genealogienetz.de/reg/SUD/sudet.html#arch>

aus <http://www.keerstinaltrich.de/Fam1-Tips/Tips-Fors.html>

Hier ein Artikel aus der FAZ vom 8. Mai 2015:

Prager Aufstand 1945, „Schlagt sie, tötet sie, lasst keinen am Leben!“

Mit dem Prager Aufstand begann die Vertreibung der Deutschen aus Böhmen und Mähren. Obwohl sie einige Merkmale eines Genozids aufweist, erhebt bis heute keine Regierung diesen Vorwurf.

08.05.2015, von [Karl-Peter Schwarz](#)

Das letzte Kapitel deutscher Geschichte auf böhmischem Boden begann am Abend des 4. Mai 1945 mit der Missachtung der Verwaltungsvorschriften des Protektorats. Unter dem Beifall der Passanten übermalten mutige junge Tschechen Straßenschilder und andere deutsche Aufschriften mit tschechischen Worten. Am Morgen des 5. Mai, es war ein Samstag, durchstreiften bewaffnete Banden von Jugendlichen die Stadt, sogenannte Revolutionsgarden. Da viele Tschechen Waffen besaßen, war es nicht schwer, sie auszurüsten. Da und dort wurden deutsche Soldaten umstellt und entwapnet. Angehörige der Waffen-SS, unter ihnen Sudetendeutsche, wurden auf der Stelle erschossen. Am Vormittag nahmen die Aufständischen den Rundfunksender ein. Aus den Lautsprechern in den Straßen ertönte die Parole „Tod den Deutschen“. Es war das Signal zum Prager Aufstand, der Auftakt zur Vertreibung der Deutschen aus Böhmen und Mähren.



Autor: Karl-Peter Schwarz, Korrespondent für die Tschechische Republik, die Slowakei, Rumänien, Slowenien, Kroatien, Montenegro und Albanien mit Sitz in Wien.

„Vudce padl“ („Der Führer ist gefallen“), berichtete die Protektoratszeitung „Narodni Politika“ am 2. Mai 1945, noch mit einem großen, schwarz umrandeten Hitler-Foto auf ihrer Titelseite. Der Führer habe, so lasen die Tschechen dort, „auf seinem Gefechtsstand in der Reichskanzlei bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus gekämpft“. Anders als in Polen, in der Slowakei oder in Jugoslawien war es dem Widerstand im Protektorat Böhmen und Mähren nicht gelungen, erhebliche Teile der Bevölkerung für sich zu gewinnen. „Nur eine kleine Minderheit von unseren Millionen leistete aktiven Widerstand“, schrieb der Widerstandskämpfer und Historiker Radomir Luža. „Den Deutschen gelang es, den Rest unter einem Alldruck des Terrors zu halten. Andererseits aber war jeder ein passiver Widerstandskämpfer.“ Fast den ganzen Krieg hindurch waren Böhmen und Mähren von Kampfhandlungen verschont geblieben. Die Passivität und die stille Kollaboration der Tschechen erkaufte sich die deutschen Besatzer, indem sie ihnen Lebensbedingungen gewährten, die deutlich besser waren als im Deutschen Reich.

Doch im Frühjahr 1945 minderte der Siegeszug der Alliierten die Furcht vor den Deutschen. Zugleich setzte das Eindringen des Krieges die elementaren Sicherheiten außer Kraft, die das Besatzungsregime den Tschechen gewährt hatte. Am 5. April veröffentlichte die neue tschechoslowakische Regierung der Nationalen Front unter dem Schutz der Roten Armee im slowakischen Kaschau (Košice) ein volksdemokratisches Programm im Zeichen des „gesamtnationalen Kampfes der breitesten Massen gegen die Okkupanten“. Die Stunde der Rache war gekommen.

Mehr zum Thema

- [Jochen Hellbeck: Das zerklüftete Gedenken](#)

- **Weltkriegsgedenken in Rumänien: Kein Grund zur Freude**
- **Was Sie heute erwartet: Bundestag und Bundesrat gedenken des Kriegsendes**

Die Rote Armee rückte über Mährisch-Ostrau (Ostrava), Göding (Hodonín) und Brünn auf Prag zu, während die Amerikaner die Westgrenze des Protektorats erreichten. Am 6. Mai befreiten sie Pilsen, ihre Aufklärungsgruppen kamen nahe an Prag heran, zogen sich aber auf die vereinbarte Demarkationslinie zurück, um der Roten Armee die Einnahme Prags zu ermöglichen. Vergeblich ersuchte Churchill die Amerikaner, den Vormarsch in Böhmen fortzusetzen. General Eisenhower hielt sich an die Absprache mit den Sowjets. Unterdessen bombardierten die Alliierten die Bahntrassen westlich von Prag. Karl-Hermann Frank, Hitlers Staatsminister für Böhmen und Mähren, hatte lange gezögert, einer teilweisen Räumung der Stadt zuzustimmen. Als er es tat, war es schon zu spät. Die Züge, die er für den Abtransport der deutschen Frauen und Kinder bereitstellen ließ, konnten den Bahnhof Prag-Bubna nicht mehr verlassen. Zu dem zuletzt erwogenen Fußmarsch bis zum Böhmerwald kam es nicht mehr. Die Deutschen waren eingekesselt, als der Endkampf um Prag begann.

In den böhmischen Ländern hielten sich zu Kriegsende etwa 4,5 Millionen deutsche Zivilpersonen auf. Noch nie in seiner tausendjährigen Geschichte hatte es in Prag so viele Deutsche gegeben wie im Frühjahr 1945. Zu den rund 40.000 Prager Deutschen, vorwiegend Alte, Frauen und Kinder, kamen Reichsdeutsche und Zuzügler aus dem Sudetenland, deutsche Soldaten, schließlich die in den zahlreichen Lazaretten untergebrachten Verwundeten und Flüchtlinge aus der Slowakei, aus Ostmähren und aus Schlesien. Insgesamt dürften sich im Großraum Prag Ende April rund 200.000 Deutsche aufgehalten haben. Unter ihnen befanden sich etwa 10.000 Angehörige bewaffneter Einheiten, deren Zahl bis Kriegsende auf rund 30.000 anstieg. Fast alle wollten heraus aus der Stadt, mit Ausnahme der in Prag heimischen Deutschen. Die meisten von ihnen konnten sich bis zuletzt nicht vorstellen, dass ihnen widerfahren würde, was die Flüchtlinge aus Schlesien erzählten. Aus ihren Erlebnisberichten geht hervor, wie sehr sie der jähe Ausbruch tschechischer Gewalt überraschte.

Die Rote Armee wurde überschätzt

In kurzer Zeit stürmten die Revolutionsgarden die deutschen Posten in der Stadt, brachten ein Viertel nach dem anderen unter ihre Kontrolle und errichteten Barrikaden an den Ausfahrtsstraßen, die sie gegen die allmählich anrückenden Verbände der Wehrmacht und der Waffen-SS verteidigten. Bei den Kämpfen in und um Prag kamen in den ersten zehn Maitagen 3700 Tschechen ums Leben. Die Methode der SS, Zivilisten in Geiselnhaft zu nehmen, zur „Vergeltung“ zu erschießen oder als „lebende Schilde“ vor den Panzern herzutreiben, steigerte den Hass der tschechischen Bevölkerung. Die Waffen-SS lehnte einen Rückzug ab und war bereit für eine Schlacht in Prag. Der tschechische Nationalrat, der den Aufstand leitete, hatte die Zeit unterschätzt, die die Rote Armee brauchte, um nach Prag zu kommen.

Dass der Prager Aufstand nicht so endete wie der Warschauer Aufstand im Sommer 1944, der vor den Augen der sowjetischen Truppen niedergeschlagen wurde, verdankten die Tschechen der Russischen Befreiungsarmee (ROA) Andrej Wlassows, die sich im Kampf gegen die Sowjetunion Hitler unterstellt hatte. General Sergej Kusmitsch Bunjatschenko, der ukrainische Kommandeur der Ersten Division der ROA wechselte die Seiten und griff am 7. Mai mit seinen 25.000 Soldaten in die Kämpfe ein. Die ROA, und nicht die Rote Armee verhinderte ein Blutbad der SS und befreite Prag von der deutschen Okkupation. Doch Bunjatschenkos Hoffnung, ein freier tschechischer Nationalstaat würde der ROA aus slawischer Verbundenheit Zuflucht gewähren und ihr die Auslieferung an die Sowjetunion ersparen, erfüllte sich nicht. Präsident

Edvard Beneš und die tschechoslowakische Regierung in Kaschau vertrauten auf ihr Bündnis mit Stalin.

General Rudolf Toussaint, der deutsche Stadtkommandant von Prag, kapitulierte am Nachmittag des 8. Mai. Der Abzug sollte sofort beginnen, die deutschen Truppen erhielten freies Geleit und den Auftrag, möglichst viele Zivilisten mitzunehmen. In der Kapitulationsurkunde hieß es: „Deutsche Frauen und Kinder, soweit sie mit den Einheiten nicht aus Prag abziehen werden, stehen unter dem Schutze des Internationalen Roten Kreuzes, das sie betreuen und ihren Abtransport besorgen wird.“

In Prag brannten „menschliche Fackeln“

Dazu kam es nicht mehr. Am 9. Mai überrollten sowjetische Panzer die Nachhut der abziehenden Deutschen. Unter dem Jubel der Tschechen rückte die Rote Armee in Prag ein. Die Soldaten der Wlassow-Armee versuchten, sich in amerikanische Kriegsgefangenschaft zu retten, was nur einigen tausend gelang. Zweihundert wurden von den Sowjets noch in Prag gefangen und sofort liquidiert. Andere wurden mit Hilfe tschechischer Partisanen in den Wäldern eingefangen. Von denen, die es bis zu den Amerikanern geschafft hatten, wurden die meisten nach dem Repatriierungsabkommen von Jalta an die Rote Armee ausgeliefert. Im Umkreis der südböhmischen Schlüsselburg (Lnáře) erschossen die Sowjets die halbe Erste Division der ROA. Die Exekutionen nahmen mehrere Tage in Anspruch.

In Prag weitete sich die Jagd auf Deutsche und tschechische Kollaborateure nach dem Einzug der Roten Armee auf die ganze Stadt aus. In den Straßen brannten „menschliche Fackeln“ – Soldaten und Zivilisten, die aufgehängt, mit Benzin überschüttet und angezündet wurden. Andere, auch Frauen, wurden öffentlich zu Tode geprügelt, gehängt oder erschossen. Zahlreiche Deutsche begingen Selbstmord. Die Revolutionsgarden holten die deutschen Familien aus ihren Wohnungen, die tschechischen Familien übergeben wurden. Kranke, Verwundete und Invalide wurden aus den Spitälern und Lazaretten unter Schlägen und Beschimpfungen in die improvisierten Lager und Gefängnisse gebracht, die in Schulen und Turnhallen, Kellern und Garagen, Kinosälen und Kasernen eingerichtet wurden.

Die Zahl der in Prag Internierten, die nach wenigen Tagen in große Sammellager getrieben wurden, stieg rasch auf mehr als 25.000 an. Besonders berüchtigt war das Stadion in Strahov mit zeitweilig bis zu 15.000 Deutschen, wo auch Massenexekutionen stattfanden. Tagsüber wurden die Internierten für Aufräumarbeiten eingesetzt, wobei sie immer wieder überfallen und verprügelt wurden. In den Lagern mangelte es an Nahrung, auch für Säuglinge und Kinder, an Medikamenten und Hygiene. In der Nacht drangen sowjetische Soldaten ein und vergewaltigten Frauen und Mädchen.

Die Regierung rief zum Morden auf

Was in Prag geschah, geschah nach dem Abzug der deutschen Truppen überall in Böhmen. Die von zahlreichen Massakern begleitete Vertreibung begann in Grenzgebieten, griff aber bald auch auf das Landesinnere über. Soldaten und Revolutionsgardisten trieben entkräftete Männer und Frauen in oft tagelangen Fußmärschen über die Grenze. Noch vor der Billigung des „Bevölkerungstransfers“ durch die Konferenz in Potsdam wurden im Juni und Juli zwischen 700.000 und 800.000 Deutsche vertrieben. Die Zahl der Todesopfer durch direkte Gewaltwirkung ist umstritten, dürfte aber wenigstens 30.000 betragen haben.

Zweifellos hatten die Massaker an Widerstandskämpfern und unbeteiligten Zivilisten, die von der Waffen-SS zwischen dem 6. und 8. Mai in Prag verübt wurden, den Hass auf alle Deutschen

ins Unermessliche gesteigert. Von einer Phase anarchischer, „wilder Vertreibung“, an der sich staatliche Stellen nicht beteiligt hätten, kann jedoch keine Rede sein. Beneš und seine Entourage nahmen die Massaker nicht nur billigend in Kauf, sie riefen die Tschechen explizit dazu auf. „In unserem Land wird das Ende des Krieges mit Blut geschrieben werden“, sagte Beneš am 27. Oktober 1943 in einer Rundfunkrede: „Den Deutschen wird mitleidlos und vervielfacht all das heimgezahlt werden, was sie in unseren Ländern seit 1938 begangen haben. Die ganze Nation wird sich an diesem Kampf beteiligen, es wird keinen Tschechoslowaken geben, der sich dieser Aufgabe entzieht, und kein Patriot wird es versäumen, gerechte Rache für die Leiden der Nation zu nehmen.“

„Die Nazis müssen aus Angst vor uns fliehen“

Prokop Drtina, Beneš' Sekretär im Londoner Exil, erläuterte in einem Brief vom 16. Juli 1944 an die Widerstandsbewegung im Protektorat die Anweisungen des Präsidenten: „Es ist notwendig, dass wir vieles selbst in den ersten Tagen nach der Befreiung erledigen, damit alle schuldigen Nazis aus Angst vor einer Bürgerrevolte so weit wie möglich von uns fliehen und möglichst viele von jenen, die sich als Nazis wehren und Widerstand leisten werden, während der Revolution erschlagen werden. Denken Sie immer daran, darauf muss die ganze Nation vorbereitet sein.“

Am deutlichsten äußerte sich General Sergej Ingr, der Verteidigungsminister der Londoner Exilregierung, am 3. November 1944 in einer Rundfunkansprache: „Wenn unser Tag kommt, wird das ganze Volk wieder den alten Hussitenruf anstimmen: Schlagt sie, tötet sie, lasst niemanden am Leben. Jedermann sollte sich bereits jetzt nach der bestmöglichen Waffe umsehen, die die Deutschen am stärksten trifft: Wenn keine Feuerwaffe zur Hand ist, sollte man irgendeine sonstige Waffe vorbereiten und verstecken – eine Waffe, die schneidet oder sticht oder trifft.“

Von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, so schreibt der Historiker Ray M. Douglas (Ordnungsgemäße Überführung. Die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg, 2012), „kam es nach der deutschen Kapitulation praktisch nirgends zu spontanen Gewalttaten gegen Deutsche“. Terror und Gewalt gingen vielmehr „auf das Konto von Staatsorganen, die auf Befehl handelten“. Da diese Verbrechen in der Absicht begangen wurden, „eine nationale, ethnische, rassische oder religiöse Gruppe als solche ganz oder teilweise zu zerstören“, wie es in der Genozid-Konvention der Vereinten Nationen von 1948 heißt, und da sie auch die übrigen in dieser Konvention gestellten Bedingungen erfüllten (Tötung von Mitgliedern der Gruppe; Verursachung von schwerem körperlichem oder seelischem Schaden an ihren Mitgliedern; vorsätzliche Auferlegung von Lebensbedingungen, die geeignet sind, ihre körperliche Zerstörung ganz oder teilweise herbeizuführen), qualifizierten die Völkerrechtler Felix Ermacora und Dieter Blumenwitz 1992 die Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei als Völkermord. Anders als im Fall der türkischen Massaker an den Armeniern während des Ersten Weltkrieges wird der Völkermord-Vorwurf von Deutschland jedoch nicht erhoben.

Quelle: F.A.Z.

Im Mai 2015 erzählte mir Walter Pfohl am Telefon, dass sein Vater und dessen Familie erst im Sommer 1946 aus Trautenau vertrieben wurden. Denn er war Kinovorführer und da die Tschechen keinen tschechischen fanden, aber Kinofilme sehen wollten, durften sie bleiben, bis einer gefunden war. Den durfte Herr Pfohl noch einarbeiten, ehe er und seine Familie ausgewiesen wurden.
(Ende.)